

himmelwärts und bodenständig

Das Miteinander inspiriert

Zwanzig Jahre hat Peter Klasvogt, scharfsinniger Beobachter und Kolumnist in den Ruhr Nachrichten, in kurzen Texten Fragen der Gegenwart aufgegriffen, neue Perspektiven entwickelt und mit Charme und Chuzpe persönliche Begegnungen und Begebenheiten am Rand ins Licht gerückt. Ein inspirierendes Buch mit überraschenden Einsichten, zugleich eine Hommage an die Stadt seines Wirkens und an die Menschen, denen er sich verbunden weiß.



Kurzprofil

Prälat Dr. theol. Peter Klasvogt, geboren 1957, Rektor des Campo Santo Teutonico in Rom, von 2006 bis 2025 Direktor des Sozialinstituts Kommende Dortmund und der Katholischen Akademie in Schwerte. Er ist Begründer der internationalen „Allianz für ein menschenwürdiges Europa“ und Mitherausgeber der internationalen Zeitschrift für christliche Sozialethik „Amosinternational“. Für sein nationales und internationales Engagement in zahlreichen Initiativen und Vereinigungen wurde der Autor und Kolumnist mit dem Konstanzer Konzilspreis (2017) und dem Salzburger Dialogpreis (2020) ausgezeichnet.

himmelwärts und bodenständig

Das Miteinander inspiriert

Prälat Dr. Peter Klasvogt



Inhaltsverzeichnis

01		Auf der Suche nach den Wurzeln. Glaube und Spiritualität	8
02		Haltung zeigen in einer Welt im Wandel. Gesellschaft und Zusammenleben	16
03		Begegnungen, die verändern. Beziehung und Miteinander	24
04		Wenn die Welt ins Wanken gerät. Frieden und Versöhnung	32
05		Was uns wirklich hält. Werte und Orientierung	40
06		Gemeinsam (h)offen. Kirche und Zukunft	48

Editorial

Hoch über dem Herzen von Dortmund ragt ein markanter Turm. Vor 100 Jahren geplant als das erste Hochhaus der Stadt, gebaut 1926/27. Und über dem Turm thront das Dortmunder „U“, einst das Wahrzeichen der Union-Brauerei, das auch heute weithin sichtbar seine Botschaft in die Welt sendet: UNION – „Einigkeit“, wie es auch in der Nationalhymne aufklingt, im Dreiklang mit „Recht und Freiheit“, damit die Stadtgesellschaft wie das ganze Land prosperiert: *„Blüh im Glanze dieses Glückes“*. Von diesem Glück sprechen auch die „fliegenden Bilder“, eine Lichtinstallation, bei der sich die Menschen – jung und alt, gleich ob männlich, weiblich oder divers – an den Händen halten, damit keiner falle und keiner zurückbleibe, hineingezogen in den Reigen geglückten Beisammenseins.

Dem Himmel so nah. Das Dortmunder „U“ ist zugleich auch das Bild der kommunizierenden Röhren: alles ist mit allem verbunden, Symbol für eine Stadtgesellschaft, die sich als einen Ort des Ausgleichs begreifen könnte zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft, Bildungsgrade und Geschmacksmilieus; wo der Reichtum des einen den Mangel des anderen ausgleicht. Das hätte wirklich Leuchtkraft in unserer Gesellschaft, weit über Dortmund hinaus. Denn auch der Himmel macht da ja keine Unterschiede. Ihm reichen die symbolhaft zum „Himmel“ ausgestreckten Arme. Und so könnte das Dortmunder „U“, auf das unsere Stadt so stolz ist, tatsächlich zu einem weithin sichtbaren Wahrzeichen und Symbol des Miteinanders werden: „Union“ – Vereinigung, Verbundenheit, Verständigung. Das ist das wahre Wahrzeichen der Stadt, und es erzählt jedem davon, der zu ihm aufschaut. Es wäre das Spiegelbild einer Gesellschaft, in der Menschen einander zugetan sind, über denen jenes „U“ steht, das sich nach allen Seiten wie ein überdimensionales Hufeisen ausnimmt, ein Magnet, der gleichsam den Himmel auf die Erde zieht.

Es sind solche Bilder, die sich einprägen, Leuchtzeichen einer liebenswürdigen Stadt und ihrer Menschen, die sich um diese große „U“ scharen, das sich doch wie in einer einzigen Orantenhaltung dem Himmel entgegenstreckt. In den hier vorgelegten Miniaturen – eine Auswahl von Kolumnen der Ruhr Nachrichten – leuchtet etwas auf von den Menschen in dieser Stadt, von Erfolgen

und Niederlagen, weltbewegenden Ereignissen und persönlichen Erlebnissen. So möchte dieses Buch eine Hommage an alle Dortmunderinnen und Dortmunder sein, deren Offenheit und Echtheit, deren Herzenswärme und Tatkraft, oft auch gewürzt mit herrlich-herzhaftem Humor, ich außerordentlich schätze (zumal als gebürtiger Ostwestfale). Viele haben mich immer wieder auf meine Zeitungskommentare angesprochen und damit zuletzt den Anstoß zu diesem Buch gegeben. Doch auch wenn sich der Weg wie von selbst im Gehen unter die Füße schiebt, sollte man doch ab und zu den Blick nach oben werfen und sich vergewissern, dass das „U“ über unserem Leben noch da ist und sich dem Himmel entgegenstreckt. So behält man einen weiten Blick und verliert nicht so schnell die Orientierung.

In diesem Sinn allen Weggefährten, wohin immer uns unsere Wege führen, ein herzliches „Glück auf!“ und „Gott befohlen!“

Ihr



Dr. Peter Klasvogt



Auf der Suche nach den Wurzeln.

Glaube und Spiritualität

Die Freiheit nehm ich mir

Vor Jahren gab es einen Werbespot: Ordensschwwestern laufen in Formation zum Bus, steigen ein, fahren ab. Hinter ihnen ruft noch eine Schwester her. Vergeblich. Aber alles kein Problem. Sie bleibt stehen, holt ihre Kreditkarte aus der Tasche – und wenig später überholt sie mit einem gemieteten Cabrio lachend und winkend den Bus ihrer Mitschwestern. Der eingängige Werbe-Slogan: „Die Freiheit nehm ich mir“. Daran musste ich denken, als ich vor Tagen schnell noch einen Flug per Internet buchen wollte. Heutzutage mit Kreditkarten ja kein Problem, bis ich aufgefordert wurde, meine Geheimzahl einzugeben. Der Schreck fuhr mir in die Glieder: die Karte war weg. Nicht im Portemonnaie, nicht auf meinem Schreibtisch, nicht in meinem Auto ... Einfach weg – wer weiß, wie lange schon. Leise Panik stieg in mir auf, Ärger über die eigene Schusseligkeit, gepaart mit Selbstvorwürfen und dunklen Ahnungen, das Konto könnte schon seit Tagen leergeräumt worden sein. Und in meinem Kopf die freundlich winkende (oder höhnisch lächelnde) Werbe-Nonne. „Die Freiheit nehm ich mir“.

Der Werbespot drückt wie vielleicht kaum ein anderer das Lebensgefühl unserer Zeit aus. Alles ist machbar, alles ist möglich. Nur dumm, wenn gerade dazu das nötige Kleingeld fehlt, oder einem die kleine Plastikkarte abhandengekommen ist. Die Glücksverheißung aus der Werbung lautet: Du kannst Dir alles leisten – wenn man es sich denn leisten kann! Von denen, die am Monatsende so gerade über die Runden kommen, ist da nicht die Rede, auch nicht von denen, die gar kein Konto haben. Aber ist das wirklich so erstrebenswert: Frei von allem? Wer frei ist von allem, der ist auch schnell allein. Und einsam – die Zivilisationskrankheit Nummer eins. So verlockend das Bild der unbeschwert allein dahin brausenden Nonne ist: aber als Lebenseinstellung? Eine Mitfahrgelegenheit im Bus der anderen wäre auch nicht ganz schlecht.

Meine Karte habe ich übrigens nach fünf Tagen wieder bekommen. Sie lag, wohl verwahrt, in der Kasse einer Tankstelle. Ein Glück, das ich anderen Menschen verdanke – und nicht nur an der Tanke! (August 2010)

Positive Lebenseinstellung

Montagmorgen beim Frühstück. Ich bin noch halb verschlafen, da empfängt mich mein amerikanischer Freund bereits mit einem strahlenden Lächeln. „Weißt Du, wie ich jeden Tag beginne?“, fragt er. „Wenn ich aufwache, stelle ich mich ans Fenster, mache die Fensterläden weit auf und rufe: „O God, you did it again!“ – Ich muss unwillkürlich lachen; aber in der Tat: es ist das wohl kürzeste und zugleich treffendste Morgengebet, das ich kenne. „O Gott, du hast es wieder getan!“

Das ist mehr als nur ein frommer Gedanke. Dahinter steckt eine bewundernswert positive, lebensbejahende Grundhaltung, der nichts selbstverständlich und nichts gleichgültig ist. Wie gut, dass DU da bist! Und wie gut, dass ICH da bin! Bei allem, was an Schwerem, Mühseligem, Belastendem noch kommen kann, wohl auch kommen wird: das Wichtigste ist schon getan, ganz ohne mein Zutun. Es würde schon reichen, wenn ich die „Fensterläden“ vor meinem inneren Auge einfach etwas weiter aufreiße und mich überraschen lasse von dem, was schon da ist – und nicht von dem, was noch fehlt.

„Think positive!“, lautet das Credo der Motivationstrainer. Aber um „positiv zu denken“, bedarf es keiner psychologischen Tricks. Man muss die Wirklichkeit weder schön reden noch das Negative einfach ausblenden, und der Morgengruß meines Gastes war alles andere als amerikanisch oberflächlich. Als Bischof von Dallas musste er seine Diözese über Jahre vor Gericht vertreten und vor dem Bankrott bewahren. Geblieben sind ihm davon zwei Hörgeräte, aber auch eine „zweite Naivität“: die Lebenseinstellung, nicht alles selber machen zu müssen und auch nicht alles besser zu wissen. Es reicht, die Augen aufzumachen und voll Bewunderung festzustellen, dass ein Anderer schon längst das Wunder gewirkt hat, jenseits all unserer Vorstellungen und Möglichkeiten. Ich bin sicher: Er wird es auch wieder tun. (September 2010)

Traumfänger

Kürzlich im Stadtverkehr. Ich hatte es mal wieder eilig, um noch rechtzeitig zu einem Termin zu kommen. Vor mir auf der Straße ein, wie es aussah, lustvoll langsam fahrendes Auto – ob auf der Suche nach einem Parkplatz oder einer Hausnummer, war nicht zu erkennen. Vielleicht genoss da jemand auch einfach nur die Gegend oder die Vorzüge des noch nicht autonomen Fahrens.

Als wir beide an der roten Ampel hielten, sah ich es: An der Frontscheibe des vorausfahrenden Autos baumelte ein Traumfänger. Ein indianisches Kultobjekt, das Bekenntnis zu einem naturverbunden-ursprünglichen Lebensgefühl, in dieser Konstellation vielleicht aber auch eine (unbewusste?) Provokation für allzu ungeduldig forsche, zivilisatorischen Zwängen unterliegende Verkehrsteilnehmer. Wie dem auch sei: irgendwie passte jenes indianische Symbol zur Fahrweise meines Vordermanns. Denn der Traumfänger soll ja (einmal abgesehen davon, dass er den Schlaf verbessert), laut Wikipedia dazu dienen, *„dass die guten Träume durch das Netz gingen, die schlechten im Netz hängen blieben und später durch die Morgensonne neutralisiert würden.“* Das wäre in der Tat nicht die schlechteste Wirkung, wenn eine solche Vorrichtung auch im Verkehr dazu beitrüge, die weniger freundlichen Gedanken und Verwünschungen anderer abzuwehren und an der Windschutzscheibe umzulenken.

Im Übrigen: Sich von guten Träumen leiten zu lassen, den eigenen Sehnsüchten zu folgen – wenn man einmal die Kunst des Fahrens im übertragenen Sinn auf das eigene Leben bezieht: das macht ja auch durchaus Sinn. Vielleicht sollte ich tatsächlich mehr auf meine guten Gedanken achten, meine tieferliegenden Wünsche und Ziele – und auch auf die guten Mächte, an die ich glaube und die mir Halt, Orientierung und Perspektive geben. Das würde wohl davor bewahren, kurzatmig und gestresst durchs Leben zu rauschen, gehetzt und gestresst auf der Suche nach dem vermeintlichen Glück, das doch nicht außerhalb von mir, sondern in mir ist. *„Von guten Mächten wunderbar geborgen“*, dazu hatte sich Dietrich Bonhoeffer, von den Nazis in Haft genommen, noch kurz vor seiner Hinrichtung bekannt: *„Gott ist bei uns am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag“*.

Ein freundliches Hupen ließ mich an der Ampel wieder aufschrecken. Während ich, vom Traumfänger verleitet, meinen eigenen Gedanken nachhing, hatte sich das „Traumfänger-Auto“ bereits davongemacht, zügiger übrigens als zuvor, beflügelt vielleicht von guten Gedanken und – wer weiß – von einem klaren Ziel. (Juni 2018)

Die Kraft des positiven Denkens

Die Flüchtlingsfrage – „die Mutter aller Probleme“? Eine grandiose Fehleinschätzung, wie sich gezeigt hat, was zu den entsprechenden Verschiebungen in der politischen Landschaft geführt hat. Anstatt mit Stolz und gesteigertem Selbstwertgefühl auf das Geleistete zu verweisen, wurde immer wieder mal leise stöhnend, mal laut polternd, vor allem aber höchst medienwirksam die Problemlösungskompetenz unserer Bürgergesellschaft in Frage gestellt. Aber eine Gesellschaft, die es versäumt, ihre eigene Erfolgsgeschichte herauszustellen und sich für die anstehenden Zukunftsaufgaben zu begeistern, verharrt im lähmenden Wartestand widerstreitender Meinungen und zerlegt sich selbst im Kampf um die Deutungshoheit der Gegenwart.

Der kleinmütige, den Siegeswillen zersetzende Ruf der Bedenkenräger: *„Warum schaffen wir das nicht“*, führt am Ende zur Selbstverzweigung gerade jener Kräfte, die doch bislang in großartiger und erfolgreicher Weise für den gesellschaftlichen Zusammenhalt gesorgt und „Einigkeit und Recht und Freiheit“ in unserem Land bewahrt haben, was ja bekanntlich „des Glückes Unterpfand“ ist. Wer allerdings nicht daran glaubt, die anstehenden Herausforderungen bewältigen zu können, sollte auch nicht den Anspruch erheben, andere führen zu wollen. Quälende Selbstzweifel sind – jedenfalls in der Wirtschaft – ein absolutes Ausschlusskriterium bei der Besetzung von Führungsaufgaben. Es braucht die Kraft des positiven Denkens.

Doch kann die Realität nicht einfach ausgeblendet, dürfen Probleme nicht kleingeredet werden. Woher also soll uns die Kraft kommen angesichts der eigenen Grenzen und Schwächen, des Gefühls der Überforderung und des Eindrucks der Vergeblichkeit? *„Gott mit dir, du Land der Bayern!“*, so beginnt die Bayern-Hymne. So manch einer mag sie mit besonderer Inbrunst singen und dabei den Geist der Gründerväter und -mütter beschwören. Wir täten aber auch sicher gut daran, angesichts des Bergs an Aufgaben, der auf uns wartet, uns auf die alten Tugenden zu besinnen und sich daran zu erinnern, wo Menschen in bedrängter Zeit schon immer die Kraft zur Veränderung und zur Annahme der anstehenden Herausforderungen gefunden haben:

„Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen: Woher kommt mir Hilfe? Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Er lässt deinen Fuß nicht wanken; er, der dich behütet, schläft nicht.“ (Ps 121,1–3) Darauf dürfen wir vertrauen. Nicht nur in Bayern! (Oktober 2018)

You never walk alone

„Herr Pfarrer, machen Sie, was Sie wollen! Aber ein Lied darf bei unserer Hochzeit auf keinen Fall fehlen: *You never walk alone*“. – Keine Frage: für den Hardcore-Fan des BVB war die Fußballhymne ein absolutes MUSS, auch für die anstehende kirchliche Trauung. Eine etwas ungewöhnliche Ansage, aber kein wirkliches Problem, auch wenn die Hymne nicht gerade auf der Favoritenliste kirchlicher Gesangbücher steht. Aber was kann einem Brautpaar Besseres passieren, als dass beide Partner sich gegenseitig versichern, einander immer beizustehen, sich nie allein zu lassen, auch in dunklen Momenten und stürmischen Zeiten. „*Walk on, walk on, with hope in your heart, and you'll never walk alone*“, so die liedmäßig unterlegte Zusicherung: die Aufforderung, nicht stehen zu bleiben, sondern „*immer weiter zu gehen, mit Hoffnung im Herzen*“, und man kann den beiden nur wünschen, dass sie sich in schweren Momenten dieses Mutmachlied immer wieder vorsingen und zu ihrem Wort stehen: nicht voneinander zu lassen, in guten und in bösen Tagen – „*denn du bist nie allein auf dem Weg!*“ Und das Beste daran: es ist zugleich das Versprechen, das Gott denen macht, die ihren gemeinsamen Lebensweg bewusst in der Kirche besiegeln.

Dabei habe ich mich schon bei der Hochzeit gefragt, was jenem Bräutigam wohl durch den Kopf geht, wenn sein Hochzeitslied bei jedem Heimspiel seines Vereins aus gefühlt 80.000 Kehlen gesungen – nein: hinausgeschrien wird. Jedes Mal eine eindrucksvolle Solidaritätsbekundung für die Mannschaft. Und die Bilder dieser Symbiose, die um die Welt gehen, sprechen eine eindeutige Sprache: Wir sind stolz auf euch! Wir stehen zu euch! „*You never walk alone!*“ Gänsehaut pur.

Aber in solch emotional bewegenden Momenten, im Chor zigtausender Gleichgesinnter, ist es auch leicht, sich gegenseitig Mut zu machen und füreinander einzustehen. Dann kann man auch Niederlagen verschmerzen und Enttäuschungen wegstecken. Allein dagegen ist es schwer. Das mögen auch die beiden schon erfahren haben, die sich diese BVB-Hymne als Lebensmotto für ihre Ehe ausgesucht haben. Und vielleicht kommt ihnen dabei in den Sinn, was der Pfarrer ihnen bei der Trauung damals noch dazu gesagt hat: „*Was Ihr euch gegenseitig versprochen habt, das hat Gott euch schon längst zugesichert. Auch wenn der Weg einmal mühsam und beschwerlich wird: Er geht den Weg mit. You never walk alone! Darauf könnt ihr euch verlassen!*“ (Mai 2019)

Ringen um Gelassenheit

Es war zum Haare raufen! Mir lief die Zeit weg. Die Konferenz hatte schon angefangen, und ich saß immer noch im Parkhaus fest und suchte verzweifelt nach dem Parkticket ...

Schweißgebadet wachte ich auf. Gott sei Dank nur ein Traum! Aber das Drama der Selbstblockade, der drohenden Blamage, hatte mich noch Stunden danach beschäftigt. So geht es ja manchmal auch im richtigen Leben. Da hat man eine ehrenvolle Verpflichtung, eine verantwortungsvolle Aufgabe und dazu die besten Absichten, und dann scheitert man am eigenen Unvermögen. Man ist wie gelähmt, über sich selbst enttäuscht und zugleich beschämt, andere enttäuschen zu müssen. Gleich, ob höhere Gewalt im Spiel ist oder man selbst daran schuld ist: Der Frust sitzt tief, und der Ärger über sich selbst macht es auch nicht besser.

Dabei ist das Leben so einfach, wenn alles glatt läuft, wenn einem alles gelingt und man von allen Seiten Beifall bekommt. Aber wie geht es, wenn es nicht geht? Das ist die eigentliche Herausforderung. Wie werde ich damit fertig, wenn ich die mir selbst gesteckten Ziele nicht erreiche und die Erwartungen anderer enttäusche? Momente des Selbstzweifels, in denen man vor Scham im Boden versinken möchte. Der Ärger über sich selbst, der verhindert, einen klaren Gedanken zu fassen und innerlich ruhig zu werden.

Mir kommt in solchen Situationen ein Psalmwort in den Sinn, an dem sich Menschen seit Jahrtausenden immer wieder festgehalten haben; ein Seufzer, der bei aller Ratlosigkeit und Ungewissheit im Letzten auch wieder aufrichten kann: „*Ich blicke auf zu den Bergen. Woher kommt mir Hilfe? Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat*“ (Ps 121,1f).

Es ist der Blick nach „oben“, aufs große Ganze, der Distanz schafft und entlasten kann – in dem Bewusstsein: Es gibt wirklich Wichtigeres im Leben. Dazu muss man nicht unbedingt religiös sein. Denn „*um klar zu sehen, genügt oft ein Wechsel der Blickrichtung*“, so Antoine de Saint-Exupéry, der ja mit dem „*Kleinen Prinzen*“ eine Figur geschaffen hat, die uns helfen möchte, das „*Wesentliche*“ vom Unwesentlichen zu unterscheiden.

Psychologen nennen diese Fähigkeit „*Resilienz*“, das Geheimnis der inneren Stärke, eine besondere Kraft der Psyche, Belastungen auszuhalten. Und wer – wie etwa Paulus – davon überzeugt ist, dass unser Leben im Letzten von Gott gehalten ist, der kann gelassener auch mit Enttäuschungen und eigenem Versagen umgehen – in dem Vertrauen, „*dass denen, die Gott lieben, alles zum Guten gereicht*“ (Röm 8,28). Kein Grund jedenfalls zum Haare raufen! (April 2024)



**Haltung zeigen in einer Welt
im Wandel.**

Gesellschaft und Zusammenleben

Wachsen, auch in der Krise

Es war einmal eine Spaßgesellschaft. Erlebnis und Genuss – fast – um jeden Preis, und zwar sofort. Das unbekümmerte Lebensgefühl einer ganzen Generation, noch vor der großen Krise, frei nach dem Slogan: „*Die Freiheit nehm ich mir.*“ Wie sich herausstellt, haben sich viele diese Freiheit auch herausgenommen und sich ungeniert selbst bedient. Dabei hat man es auch mit Anstand und Moral, mit Recht und Gesetz, nicht immer ganz so genau genommen.

All das scheint Lichtjahre entfernt, verklärte Erinnerung an – scheinbar – unbeschwerte Zeiten im letzten Jahrhundert (die so unbeschwert nun auch nicht waren – jedenfalls nicht für die breiten gesellschaftlichen Schichten). Heute, da uns der Schuldenberg jener Häppchenkultur und Konfettigeneration zu erdrücken scheint und die toxischen Spätfolgen einer ungehemmten Erlebnisfixierung zutage treten, wird uns eine größere Reife und Verantwortung abverlangt. Es gibt auch ein Wachsen in der Krise – ohne die Krise deswegen schönzureden.

Aber es setzt sich das Bewusstsein durch, dass eine Gesellschaft notwendig den Kitt der Solidarität braucht, Politik mit Augenmaß über den Tag hinaus, Führungsstärke mit Rückgrat und Verantwortung. Hier sind insbesondere auch die Christen gefordert, für ihre Glaubensüberzeugung und Wertvorstellungen zu werben und zur Weltgestaltung in Wirtschaft und Politik, Kultur und Gesellschaft beizutragen. Das entspricht auch dem Selbstverständnis der Kirche, denn „*eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts.*“, so das unbequeme Wort eines französischen Bischofs. Das provoziert, aber es gilt. Grenzüberschreitend.

Die Freiheit, die ich meine, müsste zu einer neuen Kultur des Miteinanders führen, zu persönlichem Einsatz und gemeinsamer Anstrengung für das größere Ganze, dem Respekt vor der Lebensleistung anderer, dem vertieften Verstehen auch an der Grenze des Scheiterns: damit unsere Gesellschaft menschlich bleibt. (Juni 2009)

Plädoyer für die Untergrenze

Heute Morgen beim Friseur. Ich hatte mal wieder vergessen, zuvor einen Termin auszumachen. Keine Chance auf einen schnellen unangemeldeten Haarschnitt, so schien es. Aber dann war da doch ein junger Mann, der sich meiner annahm. Ich hatte ihn bis dahin noch nie gesehen. Wie sich herausstellte, stammte er aus dem Irak und war seit gut zwei Jahren in Deutschland, seit zwei Monaten nun in diesem Friseursalon; ein gelernter Herrenfriseur. Und wenn die Unterhaltung auch etwas stockend war: Haare schneiden konnte er gut. Wobei er eingestand, bei Damenfrisuren noch vieles lernen zu müssen – was ich gut nachvollziehen kann.

Während auf der politischen Bühne die „Obergrenze“ in den letzten Jahren ein Dauerthema ist, kam mir auf meinem Friseurstuhl der Gedanke: Man könnte den Spieß doch einfach mal umdrehen und nach der „Untergrenze“ fragen: Wie viele Zufluchtssuchende sollten wir wenigstens in unserem Betrieb anstellen, in unsere Schulklasse aufnehmen, in unserem Fußballverein mitspielen lassen ...? Dann wäre der erste Gedanke nicht: *Wie lasse ich sie draußen?*, sondern: *Wie hole ich sie rein?* Natürlich kann keiner zu dem genötigt werden, was seine Kraft übersteigt – eine Erkenntnis, die schon auf den römischen Rechtsgelehrten Celsus (67–130 n. Chr.) zurückgeht: „*ultra posse nemo obligatur*“.

Aber es stellt sich doch die Frage, ob wir die „Obergrenze“ unserer Kraft und inneren Stärke schon erreicht haben, als Einzelne wie als Gemeinwesen. Der Sozialwissenschaftler Jürgen Turek weist allerdings darauf hin, dass eine Haltung zuversichtlicher Offenheit gegenüber dem Fremden nur einnehmen kann, wer seiner selbst gewiss ist und die eigene Identität nicht bedroht sieht; sonst sind Abwehrreflexe die natürliche Reaktion der Selbstbehauptung.

Stellt sich also die Frage nach unserer Identität, und hier nun kommt das Christentum ins Spiel und die im christlichen Bewusstsein verankerte Gewissheit, dass jeder von uns seine Identität in Gott hat, in ihm geborgen und gehalten ist: „*Wenn Gott für uns ist, wer ist dann gegen uns?!*“ (Röm 8,31). Wer sich dessen bewusst ist, so von Gott angenommen und getragen zu sein, dem muss um die Bewahrung der eigenen Identität nicht bange sein. Er kann sich den Herausforderungen stellen, weil er sich geliebt weiß und deshalb auch selber lieben kann: nicht blauäugig, aber furchtlos, denn „*Furcht gibt es nicht in der Liebe*“ (1 Joh 4,18). „Obergrenze“ und „Untergrenze“ werden uns wohl noch weiter beschäftigen. Aber bei aller Erfahrung der begrenzten Möglichkeiten besteht doch kein Grund, sich gegenseitig Naivität oder Verzagtheit vorzuwerfen. Wenn jener lateinische Rechtsspruch auch einräumt, dass Unmögliches von keinem erwartet werden kann, hieße das gleichwohl, mit Goethe ins Positive gewendet: „*Man soll tun, was man kann, einzelne Menschen vom Untergang zu retten.*“ Mehr kann nicht gefordert werden. Aber auch nicht weniger. (Oktober 2017)

Wenn es drauf ankommt, sind wir da!

Von „Zeitenwende“ ist in diesen Tagen viel die Rede, nicht nur in geopolitischer Hinsicht. Auch in der Gesellschaft vollzieht sich ein Bewusstseinswandel. Alte Sicherheiten und Selbstverständlichkeiten schwinden, die Unbeschwertheit und Selbstzufriedenheit unserer Wohlstandsgesellschaft verflüchtigt sich. Wenn selbst Rosenmontagszüge zu Friedensdemonstrationen werden, dann offenbart das eine neue Ernsthaftigkeit, auch im gesellschaftlichen Miteinander. Noch 2014, nach der Annexion der Krim, mahnte der ukrainische Schriftsteller Juri Andruchowytsh auf der Internationalen Buchmesse in Wien: *„Europa hat in seiner absolut erfolgreichen Entwicklung das Endziel erreicht, es ist vor allem zu einer Zone des Wohlstands, des Komforts und der Sicherheit geworden, oversecured, overprotected, overregulated, ein Territorium aufgeblähter und irgendwie beigelegter Probleme und Konflikte, politisch korrekt und steril. In der Ukraine aber wird Blut vergossen, und das ist noch milde ausgedruckt.“*

Man meint noch die tiefsitzende Enttäuschung Andruchowytshs herauszuhören angesichts der Zögerlichkeit des Westens, sich für die Werte Europas einzusetzen: für Frieden und Freiheit, für die Integrität der Person und die Unverletzlichkeit der Grenzen. Das hat sich allerdings geändert, seit unser „Gemeinsames Haus Europa“, wie der damalige russische Präsident Michail Gorbatschow es nannte (Evropa, naš obščij dom), von einem seiner Nachfolger mutwillig angegriffen und in Brand gesetzt wird. Die Bilder zerbombter Städte, das Leid all derer, die in ungeheizten Kellern Schutz suchen, ohne Nahrungsmittel, Wasser und Medikamente, nicht zu reden von den Millionen Frauen, Kindern und alten Menschen auf der Flucht – all das rührt uns zutiefst und führt bei aller gefühlten Ohnmacht und Hilflosigkeit zu einer unglaublichen Welle an Solidarität, an konkreter Hilfs- und Spendenbereitschaft: Menschen, die ihre Häuser und Wohnungen für Geflüchtete öffnen, die Hilfsgüter sammeln und an die polnisch-ukrainische Grenze bringen, die in zahllosen Initiativen protestieren und mit ihren Gebeten den Himmel bestürmen. Und die es hinnehmen, dass hier bei uns die Energiepreise steigen, es zu einem weiteren Einbruch der Wirtschaft kommt, dass wir auch weiterhin mit Einschränkungen leben müssen. Auch das ist der Preis der Freiheit: dass das Bekenntnis zu unseren Werten uns etwas kostet. Doch wenn es drauf ankommt, sind wir da: ob bei der Flüchtlingswelle 2015, dem Ausbruch der Corona-Pandemie oder der Flutkatastrophe im Ahrtal. Darauf dürfen wir, bei aller Begrenztheit, auch ein wenig stolz sein. (März 2022)

Solidarität in der Krise?

Solidarität in der Krise? Der Satz lässt sich in zweifache Richtung lesen: zum einen als bange Frage, ob der Vorrat an Solidarität, an Mitmenschlichkeit und Zugewandtheit alsbald aufgebraucht ist, wenn es „ans Eingemachte“, an die eigene Substanz geht, an Einschränkungen auch im eigenen Lebensstil. Die Einstellung, zunächst einmal für sich selber zu sorgen, ist ja durchaus plausibel, wenn man an die gestiegenen Lebensmittelpreise denkt, die explodierenden Wohn- und Heizkosten. Wer kann sich da noch den vermeintlichen Luxus der Solidarität mit denen leisten, denen es noch schlechter geht? Da ist natürlich der Staat in der Pflicht; die sogenannte Solidargemeinschaft. Aber es gibt immer auch welche, die „durch den Rost fallen“, die nicht laut auf sich aufmerksam machen, sondern verschämt den Gürtel noch enger schnallen, wenn Rente, BAföG oder Grundeinkommen kaum noch zum Leben reichen. Nehmen wir sie wahr, wenn sie sich mehr und mehr aus dem gesellschaftlichen Leben zurückziehen?

Da wäre es angebracht, jenem Fragezeichen der aufgebrauchten Solidarität ein Ausrufezeichen entgegenzusetzen: In der Krise: Solidarität! Jetzt erst recht! Denn zeigt sich der Vorrat an Menschlichkeit, die Bereitschaft zur Solidarität nicht gerade dann, wenn es wirklich eng wird, wenn Krisen heraufziehen und alle in Mitleidenschaft gezogen werden? Und Krisen gibt es zurzeit ja gerade nicht wenige. Da muss sich bewahren, was unser Bekenntnis zu Mitmenschlichkeit wert ist. Und haben wir nicht in der Corona-Zeit gelernt, in der Not enger zusammenzurücken, besonders die alten, behinderten oder auch die ganz jungen Menschen in den Blick zu nehmen? Sich mit denen solidarisch zu zeigen, die ihre Geschäfte schließen mussten, die in Quarantäne waren, denen der Lebensmut fehlte und die in der Einsamkeit besondere Zuwendung nötig hatten? Und sind in der „Flüchtlingskrise“ nicht viele unserer Pfarrgemeinden geradezu zu Hochleistungen aufgelaufen, als es darum ging, Geflüchtete aus Syrien und Irak – und jetzt wieder aus der Ukraine – bei sich aufzunehmen, Begleittouren zu begleiten, Sprachkurse einzurichten.... Sind wir deswegen ärmer geworden – oder nicht vielmehr auf andere Weise bereichert, beschenkt, vor allem auch: glaubwürdiger?! Das muss auch Paulus so empfunden haben, als er von der gegenseitigen Anteilnahme und Anteilgabe der Christen in bedrängten Zeiten überwältigt war: *„Während sie durch große Not geprüft wurden, verwandelten sich ihre übergroße Freude und ihre tiefe Armut in den Reichtum ihrer selbstlosen Güte.“* (2 Kor 8,2)

In der Krise: Solidarität! Aufruf zu einem Beistandspakt unter uns Christen. Es wäre mehr als nur ein Image-Gewinn für unsere in letzter Zeit arg gebeutelten Kirchengemeinden, wenn wir uns gerade jetzt, in der Krisenzeit, dazu verpflichten könnten, einander nicht aus dem Auge zu verlieren und uns gegenseitig beizustehen. Davon war auch Paulus überzeugt: *„Im Augenblick soll euer Überfluss ihrem Mangel abhelfen, damit auch ihr Überfluss einmal eurem Mangel abhilft. So soll ein Ausgleich entstehen, wie es in der Schrift heißt: Wer viel gesammelt hatte, hatte nicht zu viel, und wer wenig, hatte nicht zu wenig.“* (2 Kor 8,14f) Es wäre doch großartig, wenn man das auch einmal von den Christen unserer Zeit sagte. In der Krise: Solidarität! (September 2022)

Aufstand der Anständigen

Wie wächst Anstand? Wo lernt man, sich menschlich zu verhalten, dass man einander respektiert und sich selbst die Würde bewahrt? Wir leben nicht erst seit gestern in einer Gesellschaft der Besserwisser und Rechthaber, aber die Verrohung der Sprache und die Steigerung des Erregungspotentials haben ein Ausmaß erreicht, das sprachlos macht. Die Dämonisierung Andersdenkender – links wie rechts – ebenso wie blindwütiger Vandalismus und die Selbstermächtigung, das vermeintliche Recht in die eigene Hand zu nehmen, schaffen ein Gefühl der Verunsicherung und Ratlosigkeit.

Wo lernt man, dass man sich nicht nehmen kann, was einem gefällt? Dass man nicht blind dreinschlagen kann, was einem zuwider ist? Konkret gefragt: Was ist in der „Kinderstube“ schiefgelaufen bei denen, die hetzen und pöbeln, die andere verbal und tätlich angreifen, die im Schutz Gleichgesinnter ihrem aufgeblähten Imponiergehabe Luft machen und im Gefühl der Überlegenheit andere kleinmachen?

Anstand ist eine knappe Ressource in einer pluralen Gesellschaft, die offensichtlich immer weniger auf einen gemeinsamen Wertekonsens zurückgreifen kann: jene Selbstverständlichkeit, mit der man hilfsbereit und angemessen auf Herausforderungen reagiert („da nicht für!“) und in bestimmten Situationen einen Vorrat an Alltagsmoral hat: „das macht man nicht“ – auch wenn man es könnte und keiner es sieht. Es gab mal eine Zeit, als man sich – frei nach Kant – selbstkritisch hinterfragte: „Was ist, wenn es alle tun?“. Mittlerweile ist die Hemmschwelle bei vielen weiter gesunken und einem Akt der Selbsterlaubnis gewichen: „Die Freiheit nehm' ich mir“ – auch wenn es zum Nachteil und zum Schaden anderer ist.

Etwas ist da in unserer Gesellschaft offensichtlich aus dem Ruder gelaufen. Antisemitische Hetze, rechtsradikale Parolen, Hasskommentare im Netz, tätliche Angriffe auf Politiker, Wahlhelfer, Rettungskräfte ... – Wie kann es in einer zivilisierten(?) Gesellschaft zu solchen Ausfällen kommen? Mein Verdacht: Wir zehren vom gemeinsamen Vorrat an geistigen, kulturellen Werten, Grundsätzen, Prinzipien, den Generationen vor uns über Jahrhunderte angelegt haben und den wir, wie ich fürchte, seit geraumer Zeit leichtfertig verspielen. Bürgerliche Tugenden, aus dem Christentum abgeleitet und über Jahrhunderte prägend für die moralischen Grundüberzeugungen in der Gesellschaft, die von Generation zu Generation weitervererbt worden sind, sind offensichtlich ins Rutschen gekommen.

Wenn selbst bekennende Nichtglaubende wie Gregor Gysi eine religionsfreie Gesellschaft fürchten, „weil es dann kaum definierte Werte und Moralvorstellungen gäbe und wichtige Traditionen verschwänden“, dann ist es an der Zeit, selbstkritisch, aber auch selbstbewusst die christliche Kernkompetenz in den gesellschaftlichen Diskurs einzubringen. Offensichtlich ist auch eine säkulare Gesellschaft auf die Kirchen als moralische Taktgeber angewiesen. Das sollten sich (nicht nur) die Christen hierzulande zu Herzen nehmen. (Juni 2024)

Hungern nach Gerechtigkeit

Ein guter Tipp von einem Freund: Schau dir in einem fremden Land einfach mal die Friedhöfe an, zum Beispiel den Borissowskoje-Friedhof in Moskau, wo der Regimekritiker Alexej Nawalny bestattet worden ist. *„Wie die Menschen mit ihren Toten umgehen, sagt auch etwas darüber, wie sie es mit den Lebenden halten.“* Totengedenken – eine Frage des Respekts. Und wir, die Lebenden, werden daran gemessen, ob und wie wir den Verstorbenen ein ehrendes Andenken bewahren, auch über den Tod hinaus. Unter dieser Rücksicht ist das unwürdige Schauspiel, das die russische Staatsgewalt aufgeführt hat, um die Herausgabe des Leichnams von Alexej Nawalny und die öffentliche Trauerfeier und Bestattung zu verhindern, ein beredtes Zeugnis ihrer zynischen Menschenverachtung.

Offensichtlich ist selbst der tote Nawalny den Regierenden immer noch gefährlich. Denn weltweit, nicht nur in Russland, man wird sich erinnern, wie er gelebt, was er getan, was er gesagt hat, etwa nach seiner Verurteilung vor dem Moskauer Stadtgericht am 20. Februar 2021: *„Sagen Sie doch selbst, Euer Ehren – es gibt in Russland so einen politischen Slogan [...] Und das ganze Land wiederholt es: Kraft liegt in Gerechtigkeit. Wer Wahrheit und Gerechtigkeit hinter sich hat, wird siegen.“* Was wenige wissen: Alexej Nawalny bezieht sich dabei auf die Bergpredigt, und er bezeichnet sich selbst als gläubigen Christen. Jemand habe ihm, wie Nawalny berichtet, ins Gefängnis geschrieben: *„Du hast doch in einem Interview gesagt, du glaubst an Gott. Und es steht ja geschrieben: Selig sind, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.“* Und Nawalny darauf in seinem Schlusswort zu seinem Moskauer Richter: *„Da versteht mich ja jemand richtig gut! Nicht, dass es mir gerade bestens ginge, aber dieses Gebot habe ich immer als Handlungsanweisung verstanden.“*

Nur wenige Wochen später starb er. Was folgte, war eine bewegende Trauerfeier für Alexej Nawalny. Die Bestattung seines Leichnams nach kirchlich-orthodoxem Ritus war ein Statement. Die Machthaber dürften sich vermutlich die Ohren zugehalten haben. Doch auch wenn der Staatsapparat alles tut, um die orthodoxe Kirche gleichzuschalten und für seine Zwecke zu instrumentalisieren, werden die Worte seines schärfsten Kritikers nicht ungehört verhallen: *„Wir sehen gleichzeitig auch, dass Millionen Menschen, zig Millionen Menschen Gerechtigkeit wollen. Sie wollen Gerechtigkeit, und früher oder später werden sie Gerechtigkeit bekommen. „Sie sollen satt werden.“* – Mich erinnert das an Jesus, der den Mächtigen seiner Zeit prophezeite: wenn man seine Jünger zum Schweigen bringt, *„werden die Steine reden.“* (Lk 19,40) (März 2024)

Begegnungen, die verändern.

Menschliche Beziehungen und Werte



Begegnung im Augen-Blick

Die Augen eines Kindes, freudestrahlend, unternehmungslustig, erwartungsvoll. Doch das Kinderlachen täuscht. Dahinter blicken Augen, die schon zu viel Schlechtes gesehen haben: das Leben in den Favelas, die Verwahrlosung in der Familie, die Gewalt auf der Straße.

Roberto war schon mit vier Jahren auf der Straße; sein Fehlen fiel in der gedrängten Enge der elterlichen Wellblechhütte kaum weiter auf. Und wer auf der Straße überleben will, auch als Vierjähriger, muss sich einer Gang anschließen, die ihm fortan Familienersatz ist. Abgerichtet zum Stehlen, auf Gedeih und Verderb dem Anführer ausgeliefert, der selbst noch ein Kind ist, hat Roberto schon früh die Härte des Lebens kennengelernt.

Aber das ist Vergangenheit. Heute ist Roberto in einem der Kinderhäuser des „Condominio Espiritual“, zusammen mit rund 60 anderen Kindern, die wie er auf der Straße gelebt haben. Hier darf Roberto endlich sein, was er ist: Kind. Und hier findet er jene Zuwendung und Geborgenheit, die ihm das Leben bislang versagt hatte.

Mitten im Zentrum von Fortaleza, einer Millionenstadt im Nordosten Brasiliens, entstand vor einigen Jahren auf Initiative des damaligen Erzbischofs, Kardinal Lorscheider, eine alternative Modellsiedlung auf dem ca. hundert Hektar großen Areal eines ehemaligen Gutes, eine „Stadt in der Stadt“. Dort haben sich christliche Gemeinschaften mit verschiedenen sozialen Projekten angesiedelt, u. a. eine Kindertagesstätte für rund 100 Kinder aus dem angrenzenden Armenviertel, fünf Häuser für Straßenkinder unterschiedlichen Alters, ein Haus für sexuell missbrauchte Mädchen, ein Therapiezentrum für Drogenabhängige, ein Haus zur Resozialisierung jugendlicher Strafgefangener...

Wer auch immer in diesen ganz unterschiedlichen Initiativen engagiert ist: allen geht es vor allem darum, den Menschen, gerade auch den vom Leben enttäuschten und betrogenen, in die Augen zu schauen und ihnen ihre Würde wiederzugeben, an die jene oft selbst nicht mehr geglaubt haben. Begegnungen im Augen-Blick, die erahnen lassen, was für eine gesellschaftsverändernde Kraft von einer solchen Begegnung auf Augenhöhe ausgeht, von Menschen, die aus christlicher Überzeugung ihre soziale Verantwortung wahrnehmen.

„Wahre Schönheit kommt von innen“, so sagt ein Sprichwort, und wer Roberto kennen gelernt hat, wird das bestätigen, wie ein Kind, mit Liebe wohlmeinend angeschaut, wieder aufblüht, Mensch wird – und mit seinem strahlenden Lachen seine Mitwelt verzaubert. (Dezember 2010)

Fremde werden Freunde – Eine Frage des Vertrauens

„Bitte, lass mich nicht fallen!“ Eine leichte Übung, wenn es „nur“ ein Spiel ist: Eine Frage des Vertrauens: dem zu trauen, den ich kenne, den ich mag, und der mich auffängt, wenn ich mich ihm anvertraue. Eine spielerische Übung, in der Gruppendynamik immer wieder gern angewandt, um Menschen miteinander vertraut zu machen, gerade auch dann, wenn sie einander fremd sind.

Aber die Bitte kann auch eine ganz existentielle Note haben, wenn jemand wirklich im freien Fall ist, der sich nicht mehr im Griff hat und niemanden, an dem er sich festhalten kann. Wenn jemand durchhängt, psychisch oder moralisch, abhängig vom Wohlwollen und dem beherzten Eingreifen anderer. Da kann es ziemlich anstrengend sein, jemanden aufzufangen, der sich selbst aufgegeben hat und sich nicht halten kann. Menschen mit Alkoholproblemen, Sucht- oder Suizidgefährdet, in einer depressiven Phase oder dementiellen Erkrankung, finanziell am Ende oder einfach nur down infolge einer tiefsitzenden Enttäuschung.

Da kommt es wirklich darauf an, ob es nur ein cooles Spiel in ausgelassener Stimmung ist, oder ob es den ‚Mitspielern‘ und Partnern ernst damit ist, dem anderen beizustehen, gerade auch dann, wenn er schwach ist und sich hängen lässt, für andere eine Belastung. Dann zur Stelle zu sein, kann unabsehbare Folgen haben und daraus erwachsende Verpflichtungen. „Lass mich nicht fallen!“ – es ist der Ruf nach dem anderen, wer immer der Nächste ist. Genau dazu ruft uns der christliche Glaube heraus. Eigentlich ein Gebot der (Mit-)Menschlichkeit. Denn genau das macht doch echte Freundschaft und Gemeinschaft aus: dass man einander vertrauen, sich aufeinander verlassen kann. Denn die Rollen können wechseln, aber wenn man vertrauensvoll einander verbunden ist, gibt es immer auch einen, der den anderen auffängt. Eben eine Frage des Vertrauens. (November 2014)

Architekten, nicht Feuerwehrleute

„Ich bin außergewöhnlichen Menschen begegnet, prophetischen und visionären Politikern“, so Jacques Delors, der frühere EU-Kommissionspräsident. Diese Bemerkung galt allerdings nicht den derzeitigen politischen Akteuren in Brüssel oder Berlin, sondern Staatsmännern wie Robert Schuman und Konrad Adenauer. „Diese Persönlichkeiten haben ein hundert Jahre altes gegenseitiges Misstrauen überwunden. Das waren fähige Leute, die in der Sache nicht nachgaben, die versuchten, mit anderen zusammen auf eine Versöhnung, einen Austausch hinzuarbeiten. Das ist großartig. Das ist Europa. Es existiert nicht ohne Vision und Willensstärke.“

Ja, das wünschte man sich auch in der deutschen Politik dieser Tage, wenn sich Verantwortungsträger in Interviews und Kommentaren gerieren, als seien da einander misstrauende, sich gegenseitig belauernde und übervorteilende Akteure am Werk, darauf bedacht, dem jeweils anderen Zugeständnisse abzurufen, die einem Gesichtsverlust gleichkämen. Ein menschliches Armutszeugnis, in manchem auch ein Spiegelbild unserer Gesellschaft, in der oft mit ebenso harten Bandagen um den (vermeintlich) eigenen Vorteil gekämpft wird. Kein Wunder, wenn manche Politiker – vermeintlich, um uns zu Gefallen – ebenso verbohrt und verbiestert ihre Interessen durchfechten. Vielleicht bräuchte es da einen Schuss Kölsch: *„Mer muss och jünne künne!“* (hochdeutsch: „Man muss auch gönnen können“).

Es mag einem Kolumnisten nicht zustehen, unsere Volksvertreter an die Präambel des Grundgesetzes zu erinnern: *„Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen ...“*, aber hilfreich wäre es schon im politischen Handeln wie im Zusammenleben unserer Gesellschaft, sich dessen bewusst zu sein, was die Grundlage und die Grundausrichtung unseres Gemeinwesens ist.

„Das Europa der Gründungsväter“, so Delors, „war im Hinblick auf Moral und Spiritualität muster-gültig.“ Dazu bräuchte es auch heute – auf nationaler wie europäischer Bühne *„nicht einfach nur Feuerwehrleute, wir brauchen Architekten“*. Angesichts solch helllichtiger Analysen könnte man wehmütig oder gar trübsinnig werden: Politik auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner, ohne Charisma und ohne Vision.

Aber das muss nicht so sein. Als im März die 27 Regierungschefs der EU im Vatikan zusammenkamen, erinnerte Papst Franziskus an den *„leidenschaftlichen Einsatz für das Gemeinwohl“* aus der Gründungszeit. Europa, so der Papst, finde wieder Hoffnung, wenn es sich auf *„die Zentralität des Menschen, eine tatkräftige Solidarität, die Offenheit für die Welt, das Verfolgen des Friedens und der Entwicklung, die Offenheit für die Zukunft“* besinne.

Im Anschluss an die Audienz öffneten sich, für alle unerwartet, die Türen zur Sixtinischen Kapelle. Ein Raunen ging durch die Führungselite Europas, als man sich zum Gruppenfoto zusammenstellte, just unter dem Jüngsten Gericht von Michelangelo. Ein Bild von staatstragender Bedeutung: Politik, die sich einmal verantworten muss – im Angesicht des Ewigen. (November 2017)

Brief an Stella

„Dortmunds anonyme Tote. Stella und das Rätsel um ihre Identität!“ So der Aufmacher vor einiger Zeit in der Zeitung. Die Story hatte das Geheimnis um jene unbekannte Frau zwar nicht gelüftet, aber mit der Erwähnung ihres Namens immerhin das einsame Ableben eines Menschen in Erinnerung gerufen. „Stella“, so soll sie sich genannt haben, die junge obdachlose Frau, die vor einigen Monaten tot aufgefunden wurde. Ein schöner Name. Vielleicht die Erinnerung an eine glückliche Kindheit, als ihre Mutter sie liebevoll „mein Stern“ genannt hat; oder an einen Liebhaber, für den sie sein „Augenstern“ war. Oder sie hat sich selbst diesen Namen ausgedacht, weil sonst keiner ihren Namen kannte, sie angesprochen, sie persönlich gemeint hat. „Stella Diamant“, so hat sie ihre Personalie angegeben: ein Rest von Würde, den sie sich bewahrt hat.

Stella. Der Zeitungsartikel zeigt noch einmal Dein verletzliches Gesicht, das letzte Foto, das man von Dir gepostet hat – wie auf einem Fahndungsfoto, um doch noch in Erfahrung zu bringen, wer Du warst, wo Du gelebt hast, wie Du gestorben bist. *„Fälle wie der von Stella landen in Dortmund auf den Schreibtischen des KK 11. Tötungsdelikte, Todesermittlungen, Vermisstenfälle, Waffendelikte und andere schwere Fälle laufen hier auf.“* Am Ende bist Du ein ungelöster Fall in der Kriminalstatistik, ein Vorgang auf einem Schreibtisch einer Behörde, die Deinen Tod, Deine Herkunft aufklären soll, damit die Akte mit dem Eintrag ins Personenstandsregister endlich geschlossen werden kann.

Aber vielleicht gibt es da gar nichts aufzuklären, jedenfalls nichts, was Dich betrifft, die Du das Leben und die Lebenden hinter Dir gelassen hast. Stella, ich habe Dich nie kennen gelernt und weiß nicht, was für Dich im Leben wichtig war, woran Du geglaubt, worauf gehofft hast. Was hast Du an Ungerechtigkeiten ertragen, was möglicherweise an Unrecht begangen? Ich glaube daran, dass im Tod jeder Mensch mit seiner Wahrheit konfrontiert, aber auch von den Tröstungen Gottes gleichsam umarmt wird. *„Die Seelen der Gerechten aber sind in Gottes Hand, und keine Folter kann sie berühren. In den Augen der Toren schienen sie gestorben, ihr Heimgang galt als Unglück, ihr Scheiden von uns als Vernichtung; sie aber sind in Frieden. In den Augen der Menschen wurden sie gestraft; doch ihre Hoffnung ist voll Unsterblichkeit.“* (Weish 3,1–4). Das sind meine Gedanken, wenn ich Dein Foto in der Zeitung sehe. Und ich glaube daran, dass Du bei Gott den Frieden findest, der Dir auf Erden versagt geblieben ist. Ruhe also in Frieden! (Februar 2019)

Schon in Rente?

Neulich beim Bäcker: „*Entschuldigen Sie mal! Darf ich Sie was fragen: Sind Sie schon in Rente?*“ – Die Frage habe ich natürlich mit einer freundlichen Bemerkung weggelächelt: „*Nein, nein. Als Priester müssen wir sowieso bis 70 arbeiten*“ (und dürfen bis zum 75. Lebensjahr weitermachen). Aber insgeheim ist mir diese kurze Alltagsbegegnung, just einen Tag vor meinem 63. Geburtstag, doch nachgegangen. Sieht man mir so deutlich mein Alter an? Bisläng hatte ich immer gedacht, dass ich mich doch ganz gut noch gehalten habe. Oder wirke ich umgekehrt so entspannt und ausgeruht wie einer, der den Stress und die Maloche auf der Arbeit hinter sich gelassen hat und befreit von allen beruflichen Zwängen wieder auflebt; der sich vielleicht für einen Spanischkurs an der Volkshochschule interessiert, die nächste Reise plant oder, um fit zu bleiben, jeden Morgen den Hund ausführt (ich müsste mir erst noch einen zulegen).

Ich könnte jene kurze Begegnung beim Bäcker amüsiert unter der Rubrik „Anekdoten“ in mein Lebens-Poesie-Album einreihen. Wäre da nicht ein Satz aus der Bibel, der mich schon seit Längerem beschäftigt, jener letzte Wortwechsel des Petrus mit seinem Herrn und Meister, dem auferstandenen Jesus, der ihm auf den Kopf zusagt: „*Als du jünger warst, hast du dich selbst gegürtet und gingst, wohin du wolltest. Wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken und ein anderer wird dich gürtet und dich führen, wohin du nicht willst*“ (Joh 21,16). Ein Wort, das nachdenklich macht. Und es stimmt: Da ist nicht mehr jene Ungebundenheit wie am Lebensmorgen, wo man meint, alle Türen stünden einem offen. In all den Jahren bin ich manche Wege gegangen – und andere eben nicht; ich habe Richtungsentscheidungen getroffen; wichtige Ereignisse und nachhaltige Erfahrungen haben mein Leben geprägt. Mit den Jahren sieht man deutlicher, was einen vorangebracht und was einen zurückgeworfen hat, man schaut auf liegengelassene Möglichkeiten und liebgewordene Gewohnheiten ... Man kann nicht mehr alles machen, und muss es wohl auch nicht. Konzentration auf das Wesentliche ist angesagt.

Es soll beileibe nicht wehmütig oder gar resigniert klingen. Im Gegenteil. Mit dem Blick auf die „Restlaufzeit“ des Lebens sind die Optionen zwar zunehmend begrenzt. Doch bei all dem schleicht sich in mein Bewusstsein vor allem das Gefühl der Dankbarkeit ein: gegenüber dem, der mich bis hierhergeführt hat – und der mich auch weiterhin führen wird: auf Wegen, an die ich möglicherweise noch gar nicht gedacht habe und die mir wohl auch nie in den Sinn gekommen würden. Jene kurze Konversation beim Bäcker hat mir neuen Schwung gegeben: dem meine Hände entgegenzustrecken, der mich auch weiterhin führen wird, und kraftvoll die jeweils nächste Wegstrecke in Angriff zu nehmen – ob ich nun in Rente bin oder nicht. (Februar 2020)

Ferienlektüre

Endlich Ferien! Der Termin stand zwar schon lange im Kalender. Aber wie das so ist: Bis zum letzten Moment gibt es noch etwas zu erledigen, zu regeln, zu besprechen. Und während ich auf den letzten Drücker dabei war, alle Sachen einzupacken, kam mir in den Sinn: Du wolltest im Urlaub doch endlich mal in Ruhe ein „gutes Buch“ lesen. Nur welches? Darum hatte ich mich in den letzten Wochen überhaupt nicht gekümmert, und die Möglichkeit, dass das „eine gute Buch“, die erstbeste Wahl, auch ein Fehlgriff sein könnte, war nicht ausgeschlossen.

Dann fielen mir die „Erinnerungen“ meines Vaters in die Hände. Vor über zwanzig Jahren hatte ich ihn gebeten, einmal aufzuschreiben, was er von früher, von seinen Eltern, aber auch aus seinen jungen Jahren noch wusste, wie er „seine Lore“ – unsere Mutter – kennen gelernt und mit ihr unsere Familie gegründet hat. Zuerst hatte er sich gesträubt, dann aber hatte ihn der Ehrgeiz gepackt, und so waren es am Ende rd. 80 eng geschriebene Seiten, unsere „Familien-Saga“.

Ich werde diesen Urlaub, kurz nach Vaters Tod, nicht so schnell vergessen. Seine „Erinnerungen“, die ich erst zögerlich zu lesen begann, dann aber nicht mehr aus der Hand gab, waren wie eine persönliche Zeitreise durch das letzte Jahrhundert, in der sich die dunklen Schatten der Geschichte im Spiegel einer persönlichen Lebensgeschichte bündelten. Ein Blick hinter die Kulissen der eigenen Familie, und es ist bewegend, wie viel an Liebe investiert, an Leid durchgetragen, an Hoffnung weitergegeben wurde. Wo in der Vertrautheit familiärer Geborgenheit manches Schwere leichter und allzu Dunkles heller wurde. Ein Wort des Propheten Jesaja kam mir dabei immer wieder in den Sinn: „*Die dem Herrn vertrauen, schöpfen neue Kraft, sie bekommen Flügel wie Adler. Sie laufen und werden nicht müde, sie gehen und werden nicht matt.*“ (Jes 40,31) Ja, schon lange, bevor ich meinen Lebenslauf begonnen habe, waren andere vor mir, die sich abgemüht, ihr Leben verausgabt und Wege geebnet haben, auf denen ich meinen Lauf fortsetzen kann. Eine Erkenntnis, die dankbar und demütig macht und dazu herausfordert, das kostbare Erbe derer zu bewahren, die vor mir waren und doch in mir weiterleben.

Ich wollte eigentlich nur ein „gutes Buch“ mit in den Urlaub nehmen. Aus den „Erinnerungen“ meines Vaters habe ich so, ohne es zu ahnen, mein eigenes Lebensbuch aufgeschlagen und angefangen, tiefer darin zu lesen, woher ich komme und wer alles an meinem Lebensweg Anteil genommen hat. So war meine Ferienlektüre dieses Jahres wirklich ein Glücksfall, und ich kann nicht behaupten, dass ich mit dem Buch schon an ein Ende gekommen bin. (Juli 2022)

A high-angle, long-exposure photograph of a person standing in the center of a crowded city street at night. The person is wearing a dark jacket and jeans, and their reflection is visible on the wet pavement. The surrounding crowd is heavily blurred, creating a sense of motion and chaos. The lighting is dramatic, with warm streetlights and cool blue tones. A semi-transparent dark blue banner is overlaid on the bottom left of the image.

Wenn die Welt ins Wanken gerät.

Frieden und Versöhnung

Wenn die Welt aus den Fugen gerät

Reaktorkatastrophe in Japan, Freiheitskriege in Nordafrika, Flüchtlingsströme an den Badestränden Italiens, Milliardenzahlungen zur Euro-Rettung ... – Unsere Welt gerät immer mehr aus den Fugen. Wir dachten, wir hätten alles im Griff – Finanzmärkte und Nukleartechnik, Biotechnologie und Atomphysik. Wir haben gelernt, auf den Mond zu fliegen und das menschliche Erbgut zu entschlüsseln; wir schaffen künstliche Intelligenz und erforschen fremde Galaxien ... Aber ist unsere Welt darüber menschlicher, sind wir Menschen nachgerade zufriedener geworden?

Wir entwickeln Frühwarnsysteme, betreiben Risikomanagement, machen Folgenabschätzungen, aber das friedliche Zusammenleben der Völker und eine gerechte Verteilung der begrenzten Güter, so scheint es, will uns auch heute nicht gelingen. Fast scheint es so, als ginge es uns wie Goethes Zauberlehrling, der zwar munter drauf los experimentiert, am Ende aber die Geister nicht mehr loswird, die er rief:

„Herr und Meister! Hör' mich rufen! Ach, da kommt der Meister! Herr, die Not ist groß! Die ich rief, die Geister, Werd' ich nun nicht los.“

Es wäre vermutlich nicht das Schlechteste, sich bei allen Weltbeherrschungsallüren und Allmachtsphantasien gelegentlich (oder auch öfter) daran zu erinnern, dass wir auch für die Folgen unseres Tuns verantwortlich sind, im Kleinen wie im Großen: vor unserem Gewissen und vor jenem Herrn und Meister, vor dem wir einmal unser Tun und Unterlassen werden rechtfertigen müssen. Das sollte unseren Tatendrang nicht lähmen und uns in unserer Motivation nicht blockieren, aber es könnte den Blick dafür schärfen, was unbedingt zu tun und was unbedingt zu lassen ist.

Daran erinnert mich eine alte Geschichte aus Nordafrika, die von einem Beduinen erzählt, der sich immer wieder der Länge nach auf den Boden legt und sein Ohr in den Wüstensand drückt. Stundenlang horcht er in die Erde hinein. Als ihn ein westlich Zivilisierter verwundert fragt, was er da eigentlich auf der Erde mache, erhebt sich der Beduine und antwortet: *„Ich horche, wie die Wüste weint, sie möchte so gerne ein Garten sein!“* Arbeiten wir daran! (März 2011)

Ein Wintermärchen

„La terre vue du ciel“ – *„Die Erde, vom Himmel aus gesehen“*: eine geradezu himmlische Musik, zu der das deutsch-französisch-ukrainische Traumpaar auf dem olympischen Eis getanzt hat und mit Gold belohnt wurde. Gut vorstellbar, dass auch der Herr des Himmels mit großem Wohlgefallen auf die Erde geschaut hat: mit Bewunderung für das harmonische Zusammenspiel dieses Paares, das mit traumwandlerischer Leichtigkeit die spektakulärsten Pirouetten und gewagtesten Sprünge sicher und souverän meisterte.

Was so schwebend leicht aussieht, wie von Zauberhand geführt, ist in Wirklichkeit hart erarbeitet. Und diese Arbeit erschöpft sich nicht in jahrelangem Training und dem Verzicht auf manche Annehmlichkeit. Die eigentliche Herausforderung besteht vor allem darin, dem anderen voll vertrauen, sich ganz auf ihn zu verlassen, sich ihm mit seinen Grenzen zuzumuten und auch dessen Patzer und Ausrutscher klaglos hinzunehmen, ohne Vorhaltungen und Distanzierung.

Paarlauf als Tanz auf dem Eis: eine märchenhafte Parabel für unser menschliches Zusammenleben, auch in der Politik. Was wäre das für ein Zeichen von Vertrautheit, aber auch menschlicher Größe, wenn Olaf Scholz etwa Andrea Nahles kunstvoll durch die Luft bugsierte, sie immer wieder auffing und unter dem Beifall des ganzen Publikums mit großer Eleganz seine Runden drehte! Oder Angela Merkel mit Emmanuel Macron im Zweierbob: als europäisches Duo im Eiskanal unserer Zeit. Die Maulhelden aus dem extremistischen Lager könnte man ja erst einmal auf die Langlaufpiste schicken, wo sie dann auch auf Pappscheiben schießen könnten und sich so miteinander messen und im fairen Wettbewerb beweisen müssten. Und auch für Selbstdarsteller wäre in diesem olympischen Politzirkus genügend Platz. Da könnten die Trumps, Putins und Erdogans dieser Welt am Snowboard ihre Saltos schlagen und um die Gunst des Publikums buhlen.

„La terre vue du ciel“ – *„Die Erde, vom Himmel aus gesehen“*: Die Olympischen Winterspiele in Pyeongchang sind zu Ende gegangen, aber das Paarlaufen in unserem Alltag geht weiter. Ich würde mir wünschen, der Herr des Himmels hätte auch dann noch Grund genug, mit Wohlgefallen auf unser Zusammenspiel zu schauen, animiert und inspiriert von einer Melodie des Himmels. (Februar 2018)

Salaam und Schalom

E-Mail aus Jerusalem, 17. Mai, 14:25

lieber herr klasvogt danke fuer ihre guten worte. leider ist die lage noch immer schlecht – es ist jetzt nur zu hoffen auf den gesunden menschenverstand um dieser zerstoerung ein ende zu setzen. das aergste ist dass es die friedliche koexistenz von juden und muslimen in vielen orten in israel mit in den abgrund reisst ... gestern war meine enkeltochter aus tel aviv mit ihren kindern – auch dem neugeborenen – hier. sie mussten bereits ein paarmal mitten in der nacht in den schutzkeller fliehen... so hoffen wir alle – d h. die buerger in israel und gaza – auf eine baldige waffenruhe ... in verbundenheit ihre

eveline goodman-thau

Eine Nachricht aus Jerusalem, abgeschickt während einer Feuerpause, zwischen Raketenalarm und Vergeltungsschlägen, dem Ausbruch der Gewalt mitten auf den Straßen in Israel und dem Westjordanland.

Ich hatte mit der Rabbinerin und Religionsphilosophin Goodman-Thau, einer Holocaust-Überlebenden, kurz zuvor noch in einem Podcast über Ethik in Krisenzeiten diskutiert – aus Anlass des Kriegsendes in Deutschland vor über 70 Jahren. Nun war in ihrem eigenen Land der lang schwelende Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern erneut ausgebrochen, diesmal mit voller Wucht. Es ist das Ergebnis einer langen Kette von gegenseitigen Provokationen und Demütigungen, von Misstrauen und gegenseitigen Verdächtigungen. Wo bleibt der „gesunde Menschenverstand“, der begreift, dass alle Menschen sich im letzten doch danach sehnen, in Sicherheit zu wohnen, in guter Nachbarschaft und gegenseitigem Respekt. Mir ist von unserem live geführten Gespräch noch im Ohr, wie die Rabbinerin ihren Vater zitierte: „Wenn Gott uns das Land ohne Palästinenser hätte geben wollen, dann hätte er es gegeben. Aber Gott wollte, dass wir mit ihnen in diesem Land leben, in friedlicher Koexistenz.“ Erschütternd, wenn dann wechselseitig aus religiöser und nationalistischer Verblendung dem jeweils anderen das Existenzrecht abgesprochen wird!

Lernen, miteinander zu leben: das heißt auch, Unterschiede zu akzeptieren, die Andersartigkeit des anderen zu ertragen, den Nächsten zu respektieren: „er ist dir gleich“, wie Martin Buber das Liebesgebot übersetzt. Wenn wir in diesem Jahr auf 1700 Jahre Jüdischen Lebens in Deutschland zurückschauen, dann kommt uns jene wechselvolle Geschichte zu Bewusstsein, die gezeichnet war vom friedlichen Zusammenleben, aber auch von Ghettos und Pogromen, von der Shoa, dem organisierten Völkermord an über 6 Millionen Juden. Da reicht es nicht, irgendwann einen Schlusstrich zu ziehen, um mit der Vergangenheit abzuschließen.

Wer vergisst und verdrängt, beschwört die Geister der Vergangenheit wieder herauf. Die fremdenfeindlichen, rassistischen und antisemitischen Pöbeleien und Gewaltausbrüche machen auf beschämende Weise deutlich, wie dünn das „Eis“ zivilisatorischer Werte auch hierzulande ist. Da braucht es gerade die heilende und versöhnende Kraft der Religion(en) – und natürlich auch den „gesunden Menschenverstand“, der mir gebietet, jedweden anderen zu achten – einfach, weil er/sie ein Mensch ist, mir gleich. (Juni 2021)

Sehnsucht nach dem Verlorenen Paradies

Unsere Welt – ein Paradies. So sollte es jedenfalls sein, wenn es nach der biblischen Erzählung von der Erschaffung der Welt geht: Unsere Erde, ein wundervoller Garten, dem Menschen anvertraut, ihn zu behüten, zu bebauen und zu gestalten. Doch nachdem sich Eigensinn und Eigennutz in sein Denken eingenistet haben, ist es vorbei mit der paradiesischen Unschuld. Dornen und Disteln wachsen auf seinem Weg, und was der Himmel auf Erden hätte sein sollen im Zusammenleben der Menschen, in unmittelbarer Vertrautheit mit ihrem Schöpfer, scheint nur noch ein frommer Wunsch zu sein, ein fernes Ideal: der Traum von einer friedvollen, im wahrsten Sinn des Wortes „heilen“ Welt, in der Menschen in Würde leben können und einander mit Respekt begegnen.

Doch dem ist nicht so. Die jüngsten Schreckensbilder aus Israel und Gaza, aus der Ukraine, aus Armenien und Aserbaidschan und all den Ländern, wo Menschen Opfer von Terror und Gewalt sind, verletzt, verschleppt, vergewaltigt und auf brutalste Art getötet werden, lassen auf erschütternde Weise erkennen, wozu Menschen fähig sind, die sich selbst an die Stelle Gottes setzen. Da wird das Leben zur Hölle. Anstelle all der großen Ideale holt uns die beschämende Wirklichkeit unveröhnlicher Gegensätze immer wieder ein, im Alltagskleinen wie im Weltgroßen.

Und doch ist da auch die stille Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies: keineswegs nur die fromme Illusion all jener, die sich aus der harten Wirklichkeit in die Traumwelt des Religiösen flüchten. Man muss nicht naiv sein, um zu erkennen: Es gibt sie auch heute, die Spurenelemente jenes Paradieses: Wenn inmitten einer Menschheit, die gespalten und zerrissen ist, doch auch die Bereitschaft zu Verständigung und Versöhnung wächst. Wo Feinde wieder miteinander sprechen, Gegner sich die Hände reichen und Völker einen Weg zueinander suchen, wo der Wille zum Frieden den Streit beendet, Verzeihung den Hass überwindet und Rache der Vergebung weicht ... – da leuchtet etwas von dem Himmel auf, den Gott seit Anbeginn in seine Schöpfung gelegt hat.

„Malen wir miteinander das Paradies“, hatten sich 1912, wenige Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, schon gegen Ende ihres Lebens, die beiden Maler August Macke (1914) und Franz Marc (1916) gesagt: die Vision einer Menschheit, die im Einklang mit der Natur und im Frieden mit allen Menschen lebt. Eine Utopie? Vielleicht. Aber was spricht dagegen, es auch heute zu versuchen, in aller Begrenztheit und Brüchigkeit, aber mit wehem und bereitem Herzen! Unsere Welt – ein Paradies. Und wo es das noch nicht ist: was hindert's, wie die beiden Künstler dagegenzuhalten: „Dann malen wir's zusammen.“ (November 2023)

Psychodynamik der Gewalt

Stärke zeigen. Angst vor Gesichtsverlust. Testosterongesteuertes Imponiergehabe... – Das ist nicht nur die schräge Logik halbstarker Jugendbanden auf den Straßen zwischen Neukölln und Southport. Das zeigt sich vor allem in der brandgefährlichen Psychodynamik aufgetauter Aggression, die sich derzeit im Nahen Osten entlädt und zu einem Flächenbrand zu werden droht. Eine Spirale der Gewalt auf der nach oben offenen Unberechenheits-Skala.

Rache und Vergeltung, das scheint die Devise aufgeheizter Massen und machtbesessener Potentaten zu sein, die das Potenzial haben, ganze Völker mit in den Abgrund zu reißen. Die erschütternden Bilder zerbombter Dörfer, verzweifelter Mütter auf der Suche nach ihren Kindern, abgrundtiefer Traurigkeit in den glanzlosen Augen hilfloser Helfer, die es nicht vermocht haben, ihre Angehörigen vor dem Grauen des Krieges und all der Zerstörung zu schützen ... – Es zerreißt einem das Herz.

Sollte es da nicht nachdenklich stimmen, dass ausgerechnet in dieser Gegend, im Vorderen Orient, seit Jahrhunderten auch jene leise, zarte Stimme zu vernehmen ist, die überall auf der Welt auf Resonanz gestoßen ist und zu einer weltweiten Zivilisation der Verständigung und Versöhnung geführt hat. Dabei ist es „nur“ die schlichte Aufforderung, dem anderen ins Gesicht zu sehen und darin zu erkennen: „er ist wie du“, wie der jüdische Philosoph Martin Buber das Gottesgebot der Nächstenliebe übersetzt.

Der andere, auch auf der anderen Seite des Frontverlaufs, er ist ein Mensch „wie du“ – mit all seinen Hoffnungen und Ängsten, seinen hehren Idealen wie menschlichen Abgründen. Auch auf der „anderen Seite“, in israelischen wie palästinensischen Familien, in der muslimischen wie der jüdischen Welt sorgen sich Eltern um ihre Kinder, sehnen sich Menschen nach einem gütlichen Auskommen und einem würdevollen Leben im Alter.

Es ist an der Zeit, dass der gesunde Menschenverstand wieder die Oberhand gewinnt über heißblütige Vergeltungsphantasien und dass die Religionen das Beste aus sich herausholen, was dem Frieden und der Versöhnung dient: das im Judentum verankerte Gebot, den Nächsten zu lieben. Nach christlichem Verständnis schließt dies in letzter Radikalität selbst die Feindesliebe ein; und ebenso im Islam bezeugen sog. „Hadiths“ die Handlungen oder Gewohnheiten des Propheten Mohammed, die für seine Glaubensbrüder und -schwestern bis heute maßgebend sind: „*Jener Mensch ist gerecht, der für die anderen Menschen so viel Liebe aufbringt, wie er sich für sich selbst ersehnt.*“ Wäre das nicht der Beginn einer neuen Hoffnungsdynamik?! (August 2024)

Letzte Gerechtigkeit

Kürzlich in Würzburg. Wir standen mit einer Gruppe vor der Marienkapelle. Über dem Hauptportal findet sich die figürliche Darstellung des Endgerichts: im Zentrum hält der Weltenherrscher, Christus, mit scharfem Schwert Gericht über die Taten der Menschen. Darunter auf der linken Seite treten die Erlösten, angeführt von Petrus, tänzelnd und mit verzücktem Blick den Weg ins Paradies an – unter ihnen Fürsten und Bischöfe, Adelige und Mägde. Vor Gott, so die Botschaft, sind alle gleich.

Daneben, auf der rechten Seite, hat der Drache schon seinen Rachen aufgesperrt, um die Bösen von der Erde zu tilgen, die starr vor Entsetzen und mit wehem Blick in den Abgrund geführt werden; auch hier ragen Königskrone und Bischofsmitra hervor. Vor Gott, so die eindringliche Botschaft, werden alle Taten offenbar; es gibt ein letztes Gericht, vor dem sich ein jeder verantworten muss. Auch in dieser Hinsicht sind alle gleich.

Mir steht diese Szene immer wieder vor Augen, wenn ich in den letzten Wochen die Bilder schrecklichster Zerstörung sehe und in die Gesichter all derer blicke, die ihren Hass herausschreien; derer, die mit versteineter Miene von menschlichen Kollateralschäden berichten; aber auch jener, denen die Trauer und Verzweiflung ins Gesicht geschrieben ist. Es sind Bilder, die mich gerade aus jener Weltregion erreichen, die als die Wiege der monotheistischen Religionen gilt, in denen von einem gerechten, rettenden, barmherzigen Gott die Rede ist, der aber auch die Untaten der Menschen aufdeckt und über sie richtet.

Vielleicht sollte man sich daran erinnern, dass im alten Rom hinter einem siegreichen Feldherrn, dem ein Triumphzug gewährt worden war, immer ein Sklave stand und ihm einen Lorbeerkranz oder die Jupiter-Tempel-Krone über den Kopf hielt, die den Triumphator ununterbrochen mahnte: „*Memento moriendum esse!*“ – *Bedenke, dass du sterblich bist!*

Ein Wort, das ich heute all jenen zurufen möchte, die sich im Gestus vermeintlicher Stärke und Unbesiegbarkeit über andere, die Kleinen, Schwachen, Wehrlosen hinwegsetzen. Die sich an ihrer vermeintlichen Größe oder auch moralischen Überlegenheit berauschen. Wer immer wir sind und was immer wir tun oder unterlassen: Es wird einen Moment geben, in dem wir Rechenschaft ablegen müssen.

Dessen eingedenk kann man dann auch gelassen und auch ausgelassen den Beginn der Karnevals-session feiern oder sich mit einer Laterne dem Martinszug anschließen. Der erinnert schließlich an die Heldentat eben jenes streitbaren Soldaten, der beim Anblick eines Armen vom Pferd stieg und seinen Mantel teilte. Ich bin sicher: auch das wurde ihm im Letzten als Gerechtigkeit angerechnet. (November 2024)



Was uns wirklich hält.

Werte und Orientierung

Gegen das Vergessen

Ein friedliches Bild. In der Dämmerung ein lichter Schimmer über dem Gräbermeer. Rote Lichter, die gegen die Dunkelheit anleuchten. An dem Ort des Todes und der Trauer breitet sich Friede, ewiger Friede aus. Ich meine den Hauptfriedhof unserer Stadt, einer der größten und, wie ich finde, schönsten Friedhofsanlagen in Deutschland: ein Refugium auch für die Lebenden, die sich abseits der Hektik der Innenstadt und des Lärms der Straße von der lautlosen Macht der ersterbenden Natur einfangen lassen. Denn besonders im November, dem „Totenmonat“, wenn die Tage kürzer werden und die Natur zu ihrem Winterschlaf ansetzt, drängt sich der Gedanke auch an die eigene Endlichkeit und Vergänglichkeit auf, „Schlafes Bruder“, wie es im Film heißt.

„Wenn ich in ein Land komme, das ich noch nicht kenne“, so sagte mir kürzlich ein Bekannter, „suche ich zunächst die Friedhöfe auf. Denn wie ein Volk mit seinen Toten umgeht, so geht die Gesellschaft auch mit den Lebenden um.“ Recht hat er. Die Erinnerungskultur einer Gesellschaft verrät auch viel über ihr Menschenbild: den Respekt vor der Würde des Einzelnen, seiner Integrität, auch über den Tod hinaus. Da mögen touristische Totenschädelphotos am Kaukasus noch als peinliche Ausrutscher abgetan werden, und Halloween-Partys von dem eigentlichen Ernst der Frage ablenken. Aber verrät der Trend zur anonymen Bestattung nicht vor allem etwas von der großen Einsamkeit, Verlorenheit, Beziehungslosigkeit in unserer Zeit? „Ich habe doch keinen, der an mich denkt.“ Oder: „Ich will meinen Kindern später nicht zur Last fallen.“

Verscharren, Verbrennen, Vergessen. Ein Armutszeugnis. Eine Gesellschaft, die den Tod und die Toten ausgrenzt, bringt sich selbst um die Kraft der Erinnerung und verschließt sich der Ahnung, dass Leben über den Tod hinausgeht. Da sind die brennenden Kerzen auf unseren Friedhöfen so etwas wie eine stille Gegendemonstration: gegen das Vergessen und für die Erinnerung, dass Gott auch denen, die wir möglicherweise vergessen haben, ein Licht, sein Licht aufgehen lässt. (November 2006)

Novembergedanken

„Och. Sind Sie in Trauer?“ Die burschikose Fleischverkäuferin stutzte einen Moment, als sie meine Großmutter erkannte, um Jahre gealtert, mit ernster Miene und belegter Stimme. Es waren Wochen vergangen, seit sie sich nach dem Tod ihres Mannes wieder unter die Leute wagte. Einsilbig, unsicher, unbeholfen. Wie sollte das Leben auch normal weitergehen, nachdem eine Welt zusammengebrochen war? Und dann stand sie im Laden an der Wursttheke und wäre am liebsten im Boden versunken, als alle Blicke plötzlich auf sie gerichtet waren: „Och. Sind Sie in Trauer?“ – Noch Jahrzehnte danach sorgte diese Episode im Familienkreis für Heiterkeit.

Aber im Ernst: Jene direkte Intervention war nicht gerade eine Glanzleistung menschlicher Einfühlung. Mit ihrer unverstellten, echten Anteilnahme hatte diese offenherzige Frau jedoch genau den richtigen Ton getroffen und jenen Kokon der Melancholie aufgebrochen, der meine Großmutter in ihrer Trauer gefangen hielt. Mitgefühl und menschliche Anteilnahme müssen nicht unbedingt auf Zehenspitzen daherkommen. Entscheidend ist, dass sie echt sind.

Doch wie begegnet man Trauernden? Wie verhält man sich dem gegenüber, der vom Leid überwältigt, vom Schicksal getroffen ist? Was sagt man, wenn der andere nach dem Unfall plötzlich im Rollstuhl vor einem sitzt oder die Diagnose „unheilbar krank“ und „inoperabel“ in den Händen hält? Oft ist es die eigene Unsicherheit, die auf Distanz gehen lässt oder sich in übertriebenem Mitleid ergeht. Dabei braucht der andere gerade dann ein Gegenüber auf Augenhöhe, das ihn ernst nimmt und ihm nicht ausweicht, weder mit flotten noch mit frommen Sprüchen. Da sagt ein stummer Händedruck, eine leise Umarmung womöglich mehr als viele Worte. „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei“, sagt Gott schon am Anfang der Menschheitsgeschichte. Muss man erst an das Ende rühren, um sich dessen im Tiefsten gewahr zu werden? (November 2010)

Es kommt alles ans Licht

Als ich kürzlich meinen Computer hochfuhr, erlebte ich eine böse Überraschung: Das Bundeskriminalamt, so schien es, hatte wegen angeblich krimineller Machenschaften meinen PC gesperrt und ein Bußgeld verhängt. Nach dem ersten Schrecken war mir zwar schnell klar, dass sich da ein Trojaner eingeschlichen hatte. Aber ich gestehe, dass ich im ersten Moment tatsächlich in Gedanken durchgegangen bin, ob ich mir nicht doch etwas habe zuschulden kommen lassen.

Natürlich waren die Anschuldigungen völlig aus der Luft gegriffen. Aber dieser Cyber-Angriff, so ärgerlich, nervenaufreibend und kostspielig der Schaden war, hat mir wieder in Erinnerung gerufen, dass nichts verborgen bleibt, was im Geheimen gedacht, gesagt oder getan wird – auch im scheinbar so anonymen Netz.

Insofern wäre es zu kurz gegriffen und zudem moralisch fragwürdig, das eigene Denken, Reden und Handeln allein unter den Vorbehalt zu stellen: „Was ist, wenn es rauskommt?“ Besser hielte man sich da schon an den alten Grundsatz: „Was ist, wenn es alle tun?“ (Kant).

Da kommen so abgenutzte Begriffe wie das „Gewissen“ wieder ins Spiel; dass man ein Gespür dafür bekommt: „Das macht man nicht“, „Das gehört sich nicht“, auch wenn es keiner sieht und keiner ahndet – ob in persönlichen Beziehungen, im Straßenverkehr, beim Ausfüllen der Steuererklärung ...

Selbstbescheidung statt Selbstbedienung – es wäre eine neue Kultur der Verantwortung. (August 2012)

Hören, um zu fühlen

„Wer nicht hören will, muss fühlen.“ So kennen wir den Erziehungsgrundsatz unserer Altvorderen, mit dem ungehörigen Kindern oft föh- und spürbar die Meinung gezeugt wurde. Die Zeit körperlicher Züchtigung ist – Gottlob! – vorbei. Aber funktioniert deswegen schon demonstratives Weghören bei unliebsamen Themen und mutwilliges Überhören unangenehmer Wahrheiten?

Auf dem Handy lassen sich unwillkommene Botschaften mit einem einzigen Klick wegdrücken, und wem das Fernsehprogramm in der virtuellen Welt nicht passt, der wechselt einfach den Kanal. Aber in der wirklichen Welt funktioniert das nicht. Da lässt sich das, was ist, nicht einfach leugnen oder ausblenden. Was verdrängt wird, kommt wieder und meldet sich oft umso nachhaltiger zurück. Dann rächt es sich, wenn man den Kopf in den Sand steckt und den Tatsachen nicht ins Auge blickt.

Lebenskunst – im persönlichen wie im gesellschaftlichen Leben – fordert genau das Gegenteil: Hinschauen statt wegsehen. Wahrnehmen, was ist. Hören, um zu verstehen! Das mag mühsam und anstrengend sein, manchmal auch unangenehm. Aber es ist die Voraussetzung, um handeln zu können und initiativ zu werden – agieren statt reagieren.

Der „Hörende“, eine Bronzeskulptur der Münsteraner Künstlerin Hilde Schürk-Frisch im Eingang der Komende Dortmund, ist daher mehr als nur ein dekoratives Element. Der doppelte Gestus des konzentrierten Hinhörens sowie des tatkräftigen Ausschreitens hat programmatischen Charakter.

Hilde Schürk-Frisch hat sich ein Leben lang mit der schweigend-horchsamen Existenz des Hörenden beschäftigt. Den Wanderstab in der ausgestreckten Rechten, die linke Hand als Verstärker an die Ohrmuschel gelegt, verkörpert er den Prototyp des hörenden, zum Aufbruch bereiten Menschen. „Worauf sollen wir hören?“ – „Wohin sollen wir gehen?“ – „Wohin geht die Reise?“ Fragen, die sehr modern klingen. Bedrängend für viele, die unsicher geworden sind, müde oder lustlos, die die Orientierung ihres Lebensweges verloren oder die Suche danach aufgegeben haben.

Und es gibt zu viele, die einfach drauflos marschieren, getreu der inhaltslosen Devise: „Der Weg ist das Ziel“. – Nein, das Ziel ist das Ziel, und es bedarf großer innerer Anstrengung, hineinzuhören in das Schweigen, hinauszuschauen in das Dunkel. Ausstehen, warten, fragen nach dem, was Gott will – in der Bereitschaft, auch Unmögliches zu wagen, den Weg zu gehen, den Gott uns gehen heißt.

„Gott umarmt uns durch die Wirklichkeit“ (Ignatius von Loyola), und nur wer die Wirklichkeit wahr- und annimmt, kann sie gestalten und ist in der Lage, die Welt zu verändern. Hören, um zu fühlen. Fühlen, um zu handeln. Der „Hörende“ ist Auftrag und Mahnung zugleich: aufnahmebereit zu sein, handlungsfähig zu bleiben, auch bei unliebsamen Themen und unangenehmen Wahrheiten. Wer hören will, muss fühlen – und sich führen lassen, im Vertrauen auf den, der ihn vorwärtsweist. (November 2015)

Worte gegen das Vergessenwerden

An dieser Stelle sei es einmal gewagt: eine Hommage an die Vergessenen dieser Welt. Menschen, die keiner vermisst. An die keiner (mehr) denkt. Die in dem Kalkül der Großen, Reichen und Mächtigen dieser Welt keine Rolle spielen. Menschen, zur falschen Zeit am falschen Ort, degradiert zur Manövriermasse im Ränkespiel von Interessen und Intrigen. Leute, über die man mit einem Achselzucken hinweggeht, gezeichnet mit der abfälligen Bemerkung: „die kannst du vergessen“.

Doch es sind diese Vergessenen, die sich überraschend zu Wort melden, etwa zur Verleihung des Literaturpreises für Gefangene. Ein kurzes Auftauchen derer, die zu einer Freiheitsstrafe „im Namen des Volkes“ verurteilt sind und nun, den Blicken des Volkes entzogen, in einer JVA einsitzen, in der öffentlichen Wahrnehmung „abgetaucht“ sind. Weggesperrt. Ausgeschlossen. Totgeschwiegen. Und es sind nicht wenige, die sich in dieser Lage auch das Leben nehmen.

„Haft“, so beschreibt ein Häftling sein Leben hinter Gittern, „heißt Abbruch oder Entfremdung all deiner Beziehungen. Der Mensch wird entwurzelt, Freundschaften und Ehen zerfallen, Freunde und Bekannte wenden sich ab, du veränderst dich, weil sich dein Umfeld verändert hat. Du wirst von der Gesellschaft isoliert und dein Lebensraum ist auf Jahre hinaus die unwirkliche Welt einer Haftanstalt.“

Für die Öffentlichkeit ist der „Fall“ – im wahrsten Sinn des Wortes – erledigt, wenn erst einmal das Urteil gesprochen ist: aus den Augen, aus dem Sinn. Da ist es geradezu ein Glücksfall, dass die „Vergessenen“ sich selbst und ihre Anliegen, Sorgen, Gefühle zur Sprache bringen. Dass sie ihre Isolation und Exklusion durchbrechen und Wege finden, um mit denen, die diesseits der Trennungsmauer leben, kommunizieren und sie herausfordern, auch ihrerseits das Wort zu ergreifen, den Gesprächsfaden aufnehmen, damit es zu einer ernsthaften Auseinandersetzung und Begegnung, zur Verständigung, vielleicht sogar Versöhnung kommt. „Worte gegen das Vergessenwerden“.

Wenn in unserer Gesellschaft auf beängstigende Weise Stimmen laut werden, die im Netz und auf der Straße gegen all jene hetzen, die anders aussehen, anders leben, anders denken – nur eben, weil sie „anders“ sind –, dann sollten wir dankbar sein für jene Worte, die uns aus der Erfahrung von Exklusion und Isolation Brücken bauen: aus dem Vergessen. Ermutigung zum Andenken, auch über Mauern der Sprachlosigkeit und Gesprächsverweigerung hinweg. „Worte gegen das Vergessenwerden“. Was für ein Segen! (Februar 2018)

Das Gebot der Stunde

Nobody is perfect! Das sagt sich so leicht, aber wie schwer ist es schon, die eigene Unvollkommenheit zu ertragen, geschweige denn die der anderen – erst recht, wenn man auf sie angewiesen ist, mit ihnen zurechtkommen, sie „ertragen“ muss – lateinisch „tolerare“. Ja, es braucht Toleranz! Glücklicher, wer es schafft, den anderen gerade wegen seiner kleinen oder großen Unvollkommenheiten zu lieben. Aber man muss sich nicht gleich um den Hals fallen und muss sich auch nicht sympathisch finden. Gefühle lassen sich nicht verordnen. Wertschätzung und Respekt dagegen schon. Ertragen, dass der andere anders ist, mehr noch: ihn annehmen in seiner Unvollkommenheit wie Einzigartigkeit, das bedeutet oft ein hartes Stück Arbeit.

Was sich schon im individuellen, zwischenmenschlichen Bereich als vielleicht schwierigste und zugleich wichtigste Reifungsherausforderung darstellt, das verdichtet sich auf gesellschaftlicher Ebene, wenn es um die Auseinandersetzung mit der Andersheit der anderen geht. Auch hier führt die Angst vor Identitätsverlust und Überfremdung zu Abgrenzung und Aussonderung. Dialog und Verständigung, Integration und Zusammenleben gelingen nur dort, wo man seiner selbst gewiss ist und sich ohne Furcht dem Neuen, Anderen, Fremden zuwenden kann, wo das Andere bzw. der Andere nicht bedrohlich wirkt, sondern als bereichernd erfahren wird.

Wenn in Zeiten von Globalisierung und weltweiten Wanderungsbewegungen Ängste geschürt und fremdenfeindliche Stimmungen entfacht werden: Wo sind da eigentlich die Christen – im Osten wie im Westen? Auch sie laufen Gefahr, sich von der angeheizten Stimmung mitreißen und von populistischen Strömungen anstecken lassen, und gegen Emotionen lässt sich bekanntlich nicht argumentieren. Da tut es Not, sich der Fundamente christlichen Glaubens bewusst zu werden und sich gerade auch in der konkreten Auseinandersetzung mit dem Fremden ins Gedächtnis zu rufen, dass jeder Mensch, gleich welcher Hautfarbe, Ethnie, Nationalität ..., nach dem Bild und Gleichnis Gottes geschaffen ist. Deswegen treten wir für die Würde jedes Menschen ein. Deswegen engagieren wir uns aus dem Geist christlicher Sozialethik für das Wohl aller Menschen, unabhängig von ihrer Herkunft und ihrem sozialen Status. Der Andere ist anders, aber er ist uns im Letzten nicht fremd. Im Gegenteil. Wer seiner christlichen Identität gewiss ist, kann sich mit jedem Fremden identifizieren: „denn er ist wie du“, woran schon das biblische Heiligkeitsgesetz gemahnt: *„Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben, denn er ist wie du.“* (Lev 19,34).

Damit ist das Problem der Migration und Integration, der begrenzten Räume und Ressourcen noch nicht gelöst, aber die Grundhaltung müsste die bedingungslose Akzeptanz und Annahme des Anderen und Fremden sein. Das wäre das Gebot der Stunde: Voraussetzung, um sich ernsthaft den gesellschaftlichen Herausforderungen zu stellen und nach intelligenten, möglicherweise auch unkonventionellen Lösungen zu suchen. Auch dafür dürften wir den Geist Gottes durchaus bemühen. Er wird uns inspirieren, das Angesicht der Erde zu erneuern. (Oktober 2018)



Zukunft der Kirche –
Hoffnung oder Illusion?

Kirche und Zukunftsfragen

Katholiken suchen das Weite

Weite! Wer hätte gedacht, dass das einmal (wieder!) zum Markenzeichen des Katholischen würde: Aufbruchsstimmung statt Rückzugsmentalität, Neugier statt Nabelschau, mutiges Ausschreiten statt ängstliches Festhalten.

Der Osnabrücker Katholikentag dürfte in die Geschichte eingehen als der jüngste Kirchentag aller Zeiten, und die Veranstalter waren wohl selbst überrascht, dass ihr programmatischer Weckruf – Weite statt Enge! – annähernd doppelt so viele Dauerteilnehmer anzog wie erwartet. Nicht mitgerechnet zigtausende Tagesgäste, die einfach mal reinschnuppern wollten, was Katholiken bewegt, sich aus der Enge sattsam bekannter Klischees zu befreien und sich als zukunftsweisende Kraft zu präsentieren. Da passte selbst das herrliche Sonnenwetter zum Lebensgefühl eines neuen, selbstbewussten, lebensfrohen Katholizismus, der – in ökumenischer Verbundenheit – zugleich der Versuchung widerstand, lediglich sich selbst zu feiern.

Drangvolle Enge herrschte nur auf den Straßen und Plätzen, wo man sich mit der Menge treiben ließ oder geduldig ausharrte, wenn Gottesdienste und Foren wegen Überfüllung geschlossen waren. Doch diese Enge nimmt man gerne in Kauf, wenn man an die oft lähmende Erfahrung leerer Kirchen und überalterter Gemeinden denkt.

Nein, Gott führt seine Kirche auch heute ins Weite, oft jenseits festgefahrener Vorstellungen und quer zu überkommenen Erfahrungen und düsteren Prognosen. Das neue Interesse an inhaltlichen Themen wie religiöser Orientierung zeigt an, dass Wahrheit und Werte, Profil und Positionen auch heute mehr denn je gefragt sind – und dass man offensichtlich auch von den Kirchen Auskunft erwartet, wie der Aufbruch gelingen kann und wohin er führt, wenn Gott dabei im Spiel ist. Denn Weite des Denkens und Offenheit für Neues stehen keineswegs für Beliebigkeit und Profillosigkeit. Im Gegenteil. Zukunft braucht Herkunft, und nur wer sich selbst kennt und im eigenen Leben die Handschrift dessen erkennt, der ihn bis hierher geführt hat, kann auch den Aufbruch ins Ungeahnte wagen: im Vertrauen auf Gott, der nicht einengt, sondern befreit. Denn sein Weg führt in die Weite. (Mai 2008)

Martinszug

„Heute großer Martinszug“, so die etwas vollmundige Ankündigung in den Pfarrnachrichten. Naja, dachte ich mir, so „groß“ wird der wohl nicht sein – bei einem Katholikenanteil von vier Prozent in Ostdeutschland. Wahrscheinlich ziehen die Kindergartenkinder mit selbstgebastelten Laternen einmal um die Kirche, und das war's dann. – Doch weit gefehlt. Als ich am Abend dort eintraf, warteten bereits über tausend Kinder auf Sankt Martin, Eltern und Großeltern nicht mitgerechnet.

Martin, ein römischer Soldat, der vor über 1600 Jahren seinen Mantel mit einem frierenden Bettler geteilt hat, war im Mittelalter der populärste Heilige, und ist es bis heute. Ein Heiliger mit Vorbildcharakter, der sich von der Not des Armen hat ansprechen lassen. Ein wahrer Christ, sollte man meinen, wenn man nicht wüsste, dass Martin zu der Zeit gar kein Christ war (wie die meisten der Kinder und Eltern auf dem Martinszug in jener ostdeutschen Stadt). Er ist durch jene Geste der Mitmenschlichkeit vielmehr ein Christ geworden. Denn wenn man der Legende Glauben schenken kann, ist ihm in der darauffolgenden Nacht im Traum Christus erschienen, bekleidet mit der Mantelhälfte, die Martin zuvor hergeschenkt hatte. Insofern war es nur konsequent, dass Martin sich daraufhin hat taufen lassen und das Kriegshandwerk aufgegeben hat.

Die Szene der Mantelteilung, die vor der beeindruckenden Kulisse tausender Lichter und leuchtender Kinderaugen nachgestellt wurde, hat mich tief beeindruckt: dass da einer von dem, was er hat, abgibt und mit dem teilt, der nichts hat. Eine Geste, die jedes Kind unmittelbar versteht. Und es sind wohl eher wir Erwachsenen, die sich damit schwertun. „Da könnte ja jeder kommen“, heißt es dann, und außerdem gebe es ja offizielle Stellen, die sich um Bedürftige kümmern sollen – und überhaupt: Setze man damit nicht die falschen Zeichen und ermutige zum Nichtstun ...? – Auch darüber muss man nachdenken, und ja, die einzelne gute Tat hilft nur punktuell und für den Augenblick, wenn nicht auch Strukturen des Unrechts und der Ungleichheit abgebaut werden. Aber bis dahin – so in dem konkreten „Fall“ – wäre der Bettler vermutlich längst erfroren. Kinder verstehen das. Wir Erwachsene müssen es vielleicht erst wieder langsam lernen.

Noch wichtiger aber ist, was die eigentliche Botschaft dieser historischen Szene ist: Lieben kann jeder. Dazu muss man nicht getauft und auch kein Kirchenmitglied sein. Es kommt vielmehr darauf an, der spontanen Regung des Herzens zu folgen, sie zuallererst zuzulassen. Und vielleicht macht es uns Christen demütiger, wenn wir erkennen, dass manch einer auch ohne großen religiösen Anstrich einfach das tut, was jeweils jetzt – im wahrsten Sinne – notwendig ist. (November 2019)

Im Zwischenzustand

„Die Welt ist erheblich in Unordnung geraten“, so die Diagnose von Michel Friedman und Harald Welzer in ihrem Buch ZEITENWENDE, die kaum jemanden überraschen dürfte. Es stimmt: Wir leben gefühlt in einem Zwischenzustand, eine Art Schwebezustand zwischen NICHT MEHR und NOCH NICHT. Die Unsicherheiten wachsen, die Spannungen nehmen zu, im Großen wie im Kleinen. Die Pandemie hat Menschen zwar vernetzt, aber auf Abstand gehalten; die Flutkatastrophe im Ahrtal hat bislang sicher Geglauhtes weggespült, aber in der Not wurde Solidarität plötzlich wieder großgeschrieben.

Die drohende Klimakatastrophe lähmt und versetzt zugleich in Panik, aber setzt auch bislang ungeahnte Energien frei. „Durch die Allgegenwart schwerer Krisen ist die Bevölkerung verunsichert, das Vertrauen in eine bessere Zukunft ist fundamental erschüttert“, so kommentiert Stephan Grünewald (Rheingold-Institut) eine Studie zum Stimmungsbild der Deutschen. Angesichts der bedrohlichen Szenarien, auf die man keine oder kaum Einwirkungsmöglichkeiten hat, gerade auch infolge der Corona-Pandemie, zieht man sich zurück ins Private, wo es die Möglichkeiten der Gestaltung des kleinen Lebensglücks noch gibt: „Persönlicher Optimismus und gesellschaftlicher Pessimismus. Veränderungsdruck und Veränderungsangst. Selbstwirksamkeit im Kleinen und Ohnmachtsgefühl im Großen – das ist der paradoxe Gefühlszustand der Deutschen.“

Und die Kirche? Vielen galt sie angesichts der verstörenden zeitgeistigen Entwicklungen immer noch als Raum der Begegnung, als Hort des Gemeinns. Doch die Missbrauchskrise führt zu einer veritablen Misstrauenskrise mit lähmenden Auszugs- und Auszehrungserscheinungen. Da überrascht es, dass Papst Franziskus mitten in der weltweiten Pandemiekrise einen weltweiten „Synodalen Prozess“ ausruft. „Synodalität“, so der Papst, „ist die konstitutive Dimension der Kirche“. Damit zeichnet er das Bild einer dienenden, lernenden, hörenden Kirche, in der alle Formen von Kommunikation und Kooperation auf dem Prüfstand stehen. Auch dies markiert eine ZEITENWENDE.

Kirche als Lernort des Dialogischen, Laboratorium für einen empathisch achtsamen Umgang, für einen synodalen Denk-, Rede- und Lebensstil: Das hätte in der Tat Modellcharakter für eine in Unordnung geratene Welt in der ZEITENWENDE. Denn je mehr unsere Welt global und sozial in Disparitäten auseinanderfällt, je mehr es zunehmend zu Fragmentierung und Polarisierung innerhalb der Gesellschaft kommt, in der unterschiedliche Gruppen oder Individuen in immer stärker voneinander abgegrenzten Welten, in Echokammern in den sozialen Medien leben ...: Da bräuchte es umso dringender solche Lernorte des Dialogischen Denkens, wo man je neu einübt, was es heißt, sich ernsthaft auf das Gegenüber, eine konkrete Situation, einen fremden Gedanken einzulassen, auch wenn man dabei riskiert, dass eigene Gewissheiten und Überzeugungen angefragt, möglicherweise auch erschüttert und verändert werden. Wenn Synodalität zum Markenzeichen einer Kirche würde, in der man im gegenseitigen Respekt gemeinsam bemüht ist, die Zeichen der Zeit zu deuten, wäre das wirklich ein Dienst an der Menschheit. Kirche als Vorreiter und Avantgarde! Das wäre dann wirklich eine erstaunliche ZEITENWENDE. (November 2021)

Im Reformmodus

„Ach, Sie sind katholischer Priester. Da sind Sie ja wirklich zu bedauern“ – Eine Bemerkung, wie ich sie in letzter Zeit des Öfteren zu hören bekam, gelegentlich auch nur angedeutet als Zeichen mitfühlenden Verstehens. Die katholische Kirche und die nicht enden wollenden Enthüllungen von Missbrauchsfällen: an Minderjährigen begangene Verbrechen – unter dem Deckmantel geistlicher Macht. Doch nicht wir, die „Amtsbrüder“, sind zu bedauern, sondern all die Opfer sexualisierter Gewalt, deren Leben auf so perfide Weise zerstört worden ist. Ihnen muss vollumfänglich Gerechtigkeit widerfahren, auch wenn das damit verbundene Leid nicht wieder gutzumachen ist. Auch wenn wir keine Kollektiv-Schuld tragen, so empfinden wir doch zutiefst Kollektiv-Scham.

Und mit Blick auf unsere katholische Kirche? Was hier nach und nach ans Licht kommt, gehört zweifellos zu den dunkelsten Kapiteln ihrer Geschichte. Das ist zutiefst beschämend. Aber es ist auch verletzend, wenn pauschal von „Täterorganisation“ gesprochen wird. So notwendig die vollkommene und transparente Aufarbeitung ist, die durchgängige und konsequente Prävention und die Aufarbeitung systemisch-strukturelle Risikofaktoren, so bedarf die Kirche dringend eines Prozesses der Selbstreinigung: dass sie ihrem eigentlichen Auftrag und ihrer ursprünglichen Bestimmung gerecht wird, auch in all ihrer Begrenztheit und Brüchigkeit auf den Gott zu verweisen, der gekommen ist, zu heilen, was verwundet ist. Dazu hat Jesus einst seine Jünger ausgesandt: „Geht! Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe.“ (Lk 10,3)

Vielleicht haben wir allzu lange überlesen, dass es bei diesem „Exposure-Programm“ nicht um Machtpolitik, Missionsstrategien oder Marketingaktionen geht, sondern um den schlichten Auftrag, sich vorbehaltlos der Wirklichkeit zu stellen, ohne Netz und doppelten Boden. Diese Präferenz für die Bewegung ins Offene, wengleich Risikobehaftete, ist auch bei Papst Franziskus unverkennbar, wenn er dazu auffordert, nicht Positionen zu verteidigen und Räume zu besetzen, sondern sich auf Prozesse einzulassen und Entwicklungen zu ermöglichen; denn „Gott offenbart sich in der Zeit und ist gegenwärtig in den Prozessen der Geschichte.“

Hatte man der katholischen Kirche bislang oft (zu Recht) ein traditionslastiges Verständnis vorgehalten, sind wir heute Zeugen eines erstaunlichen Reformprozesses: Kirche erfährt sich als eine lernende Organisation, durchdrungen von der Gewissheit. „Gott umarmt uns durch die Wirklichkeit“ (Mühlenbrock). Kirche im Reformmodus: das ist nicht weniger als ein Kulturwandel. Und wir dürfen gespannt sein, wohin uns dieser Prozess ins Offene führen wird. (Oktober 2023)

Noch relevant?

„Alles von Relevanz“ – so der selbstbewusste Auftritt des Deutschlandfunks, ein anspruchsvolles Claim, das für ein ambitioniertes Programm steht. Doch wenn es darum geht, was wirklich relevant, der Rede wert ist, was im Letzten und aufs Ganze gesehen von Bedeutung ist, dann erschöpft sich das nicht nur in seriöser Berichterstattung, in einem gehaltvollen Kulturprogramm. Was Menschen leisten und woran sie leiden, was sie bewegt und wofür sie sich begeistern: all das ist von Bedeutung. Und wo immer Menschen einander zugewandt sind, sich füreinander und für das Gemeinwohl einsetzen, für den Sieg der Menschlichkeit, den Fortschritt der Menschheit..., ist es von allerhöchster Relevanz. Das müsste man gewissermaßen an jede KiTa und jede Schule heften, an jedes Krankenhaus, an jede Rettungswache, jedes Parlament, jede Polizeistation.

Auch an jede Kirchentür? Wenn man die jüngst veröffentlichte Statistik über Kirchenaustritte liest, dann wäre ich mir da nicht mehr so sicher. Es sind zu viele, mehr als eine halbe Million allein im letzten Jahr, die nichts mehr von der katholischen Kirche erwarten: dass sie noch etwas bewegen, sich ernsthaft und wirkungsvoll für die Menschen und ihre Anliegen einsetzen kann, dass sie noch Antwort geben kann auf spirituelle Bedürfnisse und existenzielle Fragen. Wie man sich über einen Zeitungsartikel ärgert und das Abonnement kündigt, so ist der Ärger und die Enttäuschung über die Kirche und ihr Personal, ihre vermeintliche Weltfremdheit und erschütterte Glaubwürdigkeit vielen ein Anlass, ihr schlussendlich (?) den Rücken zu kehren, ihr den Stempel der Irrelevanz aufzudrücken.

Und die, die zurückbleiben? Sind die auch „irrelevant“? Mit all ihren Schwächen, Fehlern und so offenkundigen Begrenztheiten? Wenn es in der Kirche etwas gibt, weshalb es sich lohnt, nicht nur zu bleiben, sondern gerade dort Lebensmut und Glaubenskraft zu finden, dann ist die Überzeugung, an einen Gott glauben zu dürfen, für den jede und jeder absolute Relevanz besitzt, unabhängig von Alter und Geschlecht, Herkunft und Bildung, Leistung und gesellschaftlichem „Mehrwert“.

Denn es ist nicht die Faszination einer weltweit führenden Organisation und auch nicht der (in der Vergangenheit ja ziemlich lädierte) Anspruch einer *societas perfecta*, die einen letztlich in der Kirche hält. Die ist vielmehr ein Ort, wo Menschlichkeit ein Gesicht hat – oder zumindest haben sollte –, gerade auch in den Grenzbereichen menschlicher Existenz, an den Hoch- wie Tiefpunkten des Lebens; wo Barmherzigkeit und Vergebung mehr sind als nur ein loses Wort oder ein frommer Spruch. „Alles von Relevanz“, das müsste an unseren Kirchentüren stehen: und zwar innen – um sie weit aufzustoßen und herauszutreten und, wer immer es ist, erahnen zu lassen: vor Gott hat all unser Sein allerhöchste Relevanz. (Juni 2023)

Himmlisches Feuerwerk

Das Highlight auf der Pingsthuekke, der Kirmes in Huckarde, ist in jedem Jahr das traditionelle Feuerwerk, ein Zauber aus Licht, Farben und Explosion. Alle, ob jung oder alt, männlich, weiblich oder divers ... – alle schauen sie zum Himmel, fasziniert vom Funkenflug, der für einen kurzen Moment den Himmel in allen Farben erleuchtet hat, bevor er in einem feurigen Sprühregen verglühte.

Faszinierendes Lichtwunder, das doch auch in anderer Hinsicht, weniger spektakulär, aber geistreich und nachhaltig, so manches Dunkel erhellt – ein Feuerwerk an Ideen und Inspirationen. Das jedenfalls ist für mich Pfingsten: der Moment, an dem die Weltgeschichte – damals vor 2000 Jahren – einen anderen Verlauf nahm: an dem der Geist Gottes „wie in Feuerzungen“ auf die ersten Christen herabkam. Menschen, die sich nach dem Tod des großen Hoffnungsträgers ihrer religiösen Erneuerungsbewegung verängstigt von der Außenwelt abgeschlossen hatten, ratlos, wie es weitergehen sollte. Kein Wunder, dass sie mit aller Kraft den Himmel bestürmt, Gott um ein Zeichen, einen Ausweg gebeten haben. Da hatten sie in dieser verfahrenen Situation plötzlich eine göttliche Eingebung, eine Inspiration. Anstatt sich zurückzuziehen, hatte einer von ihnen den Mut, Fenster und Türen weit aufzustoßen und offensiv mit seiner Botschaft von dem lebendigen Gott nach draußen zu gehen. Damit begann, was später als Siegeszug der Kirche in die Geschichtsbücher eingehen sollte.

Was war eigentlich das auslösende Moment: dass aus Verzweiflung Hoffnung, aus Niedergeschlagenheit Entschlossenheit, aus Resignation Offensivgeist erwuchs? Wer dabei war, würde vermutlich sagen: Ein spirituelles Feuerwerk, nicht eine konzertierte Aktion, sondern eine Eingebung „von oben“. Damit verbunden die Erkenntnis: Wenn Gott sich mitteilen will, dann geschieht das manchmal, indem er uns „inspiriert“, uns seinen Geist „einhaucht“. Ein Geistesblitz, wie wir sagen, wenn einem unverhofft größere Zusammenhänge klar werden, wenn sich neue Perspektiven, neue Wege auftun und bislang Undenkbares plötzlich in einem neuen Licht erscheint.

Daran musste ich denken, als ich mit all den anderen in den Abendhimmel schaute, von bunten Funken erhellt. Für mich ist es zugleich ein Abschied. Der „Funke“, der mich zuvor erreicht hat, war ein Anruf aus der Personalabteilung mit der Aufforderung, mich noch einmal auf Neues, Unbekanntes, Verheißungsvolles einzulassen: meinen Koffer zu packen und dorthin zu gehen, wo ich jetzt gebraucht werde. – Wie oft habe ich anderen Mut gemacht, sich auf Neues einzulassen, getreu dem Motto aus Hermann Hesses „Stufen“-Gedicht: „Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise, mag lähmender Gewöhnung sich entrafen.“ So trifft es mich nun selbst. Und was ein nüchterner Vorgang in einer kirchlichen Institution ist, wird für mich persönlich zu einer Inspiration, einem Wink des Gottesgeistes. Er wird „uns neuen Räumen jung entgegen senden“, von Hesse kühn in Aussicht gestellt; denn „des Lebens Ruf an uns wird niemals enden“. So gehe ich mit Wehmut, aber auch mit großer Dankbarkeit für alles, was in all den Jahren in meinem Wirkungsfeld in Dortmund – und weit darüber hinaus – gewachsen ist, im Vertrauen auf den Geist, der mich auch weiterhin inspirieren wird. Darauf vertraue ich. (Juni 2025)

Impressum

Herausgegeben von
Prälat Dr. Peter Klasvogt

Kommende Dortmund
Sozialinstitut des Erzbistums Paderborn
Brackeler Hellweg 114
44309 Dortmund
sozialinstitut@kommende-dortmund.de

Katholische Akademie Schwerte
in Trägerschaft des Erzbistums Paderborn
Bergerhofweg 24
58239 Schwerte
info@akademie-schwerte.de

Auflage: 400
Gestaltung: Jennifer Spönlein
Druck: Flyeralarm

Fotos:

Titel: "Fliegende Bilder" am Dortmunder U created by Adolf Winkelmann; S. 6-7: <https://stock.adobe.com/neirfy>; S. 14-15: [https://stock.adobe.com/Dragana Gordic](https://stock.adobe.com/DraganaGordic); S. 22-23: KI generiert, S. 30-31: [https://stock.adobe.com/Dragana Gordic](https://stock.adobe.com/DraganaGordic); S. 38-39: <https://stock.adobe.com/ON-Photography>; S. 46-47: [https://stock.adobe.com/Milles Studio/Stocksy](https://stock.adobe.com/MillesStudio/Stocksy)

Stand: 31.07.2025